# II.

# In Italien.

# Mozart.

## Ein Künstlerleben.

Cultur-historischer Roman

von

**Heribert Rau.**

Zweiter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1858.

# Inhalt.

## II. In Italien.

(Mozart's Jugend.)

# Signore Carlo Broschi.

Ein schöner Märztag des Jahres 1770 goß sein Sonnengold über die reichgesegnete Comarca di Roma, auf die der Himmel in seinem reinsten und tiefsten Blau freundlichlächelnd, wie auf ein Lieblingskind, herabschaute. Aber weniger freundlich erwiderte ihm das alte berühmte Bologna den so wohlgemeinten Gruß; denn es lag mit seinen Palästen, Kirchen und Klöstern, seinen schiefen Thürmen und seinem alt ehrwürdigen Universitätsgebäude — im ernsten Sinnen über längst vergangene Jahrhunderte verloren — wie ein zu Stein gewordenes Spiegelbild des oberitalienischen Mittelalters da.

Namentlich trat damals dies charakteristische Gepräge dem Beschauer im Innern der Stadt entgegen, wie an dem großen viereckigen Markte, dem Platze des heiligen Petronius, den die alte Podesteria — der Sitz der früheren Herr-

scher — das Collegio dei Mercanti, der Dom und andere im strengen Style des Mittelalters aufgeführte Gebäude umgeben. Aber auch die Nebenstraßen waren damals noch diesem Charakter so treu, wie in keiner andern Stadt der Welt; und zwar ging dies so weit, daß selbst die Läden und Buden der Gold- und Silberarbeiter, der Handwerker und Krämer noch zunftartig neben einander lagen.

Was aber das finstere Ansehen noch mehrte, waren die gemauerten Hallen, die sich an allen Häusern und durch alle Straßen hinzogen und durch ihre schattenwerfenden Säulen einen fast ängstlichen Anblick boten.

Große Marmortische, steinerne Fußböden mit breiten Abzugskanälen, machten einst diese Hallen für den täglichen Verkehr geeignet und geben noch heute, in ihren Trümmern, der Gegenwart einen Beweis von dem vorsorglichen Gemeingeiste des Mittelalters, wie er, für das Volk bedacht, aus der republikanischen Römerzeit hervorwuchs.

Auch über das ganze Leben und Treiben der Menschen war noch ein mittelalterlicher Hauch gebreitet, der durch die Menge der umhertreibenden Mönche und Geistlichen aller Art wahrlich nichts verlor. Solche Gestalten waren ja alte Bekannte der kolossalen Statue des Neptun — jenes Meisterwerkes des würdigen Johann von Bologna — die die große Fontaine des Petronius-Platzes schmückt, und heute, wie vor hunderten von Jahren, schimmerten am hellen Tage Lampen aus den finsteren Fleischhallen, — bewegten sich Menschen aller Gattungen, Alter, Stände und Gewerbe an den alten, ernsten Gebäuden hin, — fuhren

langsam große, schwere, altmodische Wagen auf kleinen Rädern, vorn mit einer Zierrath geschmückt, die einer Schnabelspitze der Fischerböte nicht unähnlich, zwischen den zahlreichen, engen Holzbuden des Platzes durch, in welchen alle Bedürfnisse des Kleinhandels feil gehalten wurden.

Blumen- und Obstverkäuferinnen nahmen dabei ihre Plätze an den Straßenecken ein; — Frauen mit Schleiern über dem reichen dunkeln Haare gingen nach den Kirchen, die Messe zu hören; — hier lagerten, dem göttlichen dolce far niente huldigend, ganze Gruppen von zerlumpten Bettlern; — dort verzehrten Andere, in den kühlen Schatten der Säulen gelagert, ihre Makaroni; — während quer über den Platz eine lange Reihe jener spukhaften schwarzen Gestalten langsam und feierlich schritt, die der Gesellschaft der Misericordia angehörten.

Auch diese Gesellschaft — noch jetzt in mehreren Städten Italiens bestehend — ist ein Erbtheil längst erblaßter Jahrhunderte, aus den Parteikämpfen der adlichen Geschlechter herstammend. Geschah es damals doch oft, daß die bei den Gefechten Verwundeten ohne Hülfe, ohne Beistand in den Straßen liegen blieben; sei es, daß ihre Kampfgenossen geflohen waren oder daß unbetheiligte Bürger Bedenken trugen, ihnen zu Hülfe zu kommen und dadurch als Anhänger einer Partei zu gelten.

Diese Noth, unter der Alle gemeinsam litten, führte zu einer Maßregel, nach der man das Parteiwesen nicht auf die Leidenden auszudehnen beschloß und sich verband, in jedem Hülfsbedürftigen nur den Menschen, nicht den Anhän-

ger dieses oder jenes Hauses zu sehen. So ward die Misericordia gestiftet. Fand man nun einen Todten, einen Verwundeten in den Straßen und gab eine bestimmte Glocke das Signal, welches die Brüderschaft herbeirief, so warfen diejenigen, welche ihr angehörten, ihre schwarzen Kutten um, zogen die spitze Kapuze, die das Gesicht verhüllte und nur für die Augen Einschnitte ließ, über, umgürteten sich, hingen den Rosenkranz an ihren Gürtel, den muschelgeschmückten Pilgerhut an den Arm, und eilten — auf diese Weise dem Parteigetriebe unkenntlich — an ihre Pflicht. So schwieg unter diesen düstern Hüllen der Kampf, so verband man sich, mitten im wilden Streite der Parteien, zu milden Werken wahrer Menschlichkeit.

Und diese schöne Sitte ist nicht untergegangen. Noch jetzt bestehen diese Misericordia und zählen ihre Mitglieder unter Bürgern und Adel. Sie bringen Leute, welche in den Straßen verunglückten und ihren Beistand fordern, in deren Wohnungen oder in die Lazarethe; sie tragen arme Wöchnerinnen in die Hospitäler und Todte zu Grabe, und aus den kleinen Beiträgen, die jeder Einzelne zahlt, sind bereits verschiedene bedeutende Hospitäler erstanden.

Eine dieser finsteren, vermummten Gestalten war es nun, die eben jetzt — von einem Leichenbegängnisse zurückgekehrt — die Schelle an dem Gartenthore einer herrlichen Villa zog. Die Villa, augenscheinlich noch nicht sehr lange gebaut, lag, eine kleine Strecke von Bologna entfernt, vor dem sarragossaner Thore und zeigte schon in ihrer äußeren Erscheinung von dem feinen und edlen Geschmack

ihres Erbauers. Freundlich, licht und luftig, wie eine zierliche Krone, erhob sie sich auf einem leichtanschwellenden Hügel, die schlanken Säulen der Veranda wie üppige Blüthenstengel emportreibend. Oliven, Kastanien- und Granatbäume, Pinien, Cypressen und Lorbeer umgaben und beschatteteten sie, und mischten, in reizenden Gruppen vereint, ihr verschiedenfarbiges Laub mit malerischer Schönheit. Zwischen dem Laubwerk und den Blumen aber prangten kostbare Werke der Kunst: ein Perseus des edlen Donatello, das Haupt der Medusa siegreich in der erhobenen Hand, — ein kühner Römer, die geraubte Sabinerin auf dem nervigen Arme, von Johann von Bologna, und ähnliche herrliche Schöpfungen der größten italienischen Meister.

O es war ein köstlicher Ort! man sah es ihm an, daß hier ungewöhnlicher Reichthum und Kunstsinn ihre Tempel aufgeschlagen; aber man fühlte auch zugleich, daß Ruhe und Friede hier wohnen müsse. Ach! und Ruhe und Friede — sagt eine edle Frau — sind so selten geworden unter den Menschen, daß man ihren bloßen Anblick wie einen Talismann zu betrachten gewöhnt ist, unter dessen Schutz man alle wilden Wünsche, alles heiße Kämpfen der eigenen Seele stellen möchte.

An dem äußeren Gartenthore dieser reizenden Besitzung war es also, an welchem eben jetzt eine jener finsteren vermummten Gestalten der Misericordia die Schelle gezogen hatte. Wenige Minuten später trat ein greiser Diener aus dem Hause, schritt nach dem Gitterthore, öffnete

dasselbe und ließ die verhüllte Gestalt unter ehrfurchtsvoller Verbeugung ein. Kein Wort wurde dabei unter den Beiden gewechselt, und erst als sie ein einfaches Gemach im untern Stockwerke der Villa erreicht hatten und der Verhüllte Anstalten machte, die schwarze Kutte abzulegen, sagte der alte Diener, indem er jenem Hülfe leistete mit bescheidenem Tone:

„Wenn mir irgend etwas in der Welt unbegreiflich ist, Herr, .... so ist es Eure Betheiligung an der Misericordia. Ich will nicht sagen, Ihr seid ein reicher Mann, denn das wäre am Ende kein Grund, um sich guten Werken zu entziehen; aber Ihr seid ein alter Mann, der seine dreiundsechszig Jahre auf dem Rücken hat, und da sollte ich denken, Ihr dürftet Euch Ruhe geben und diese Strapatzen jüngeren Kräften überlassen.“

Der Angeredete, dessen schönes Greisenhaupt unterdessen unter der Kaputze hervorgekommen war, antwortete nicht sogleich: er sah den alten Diener nur mit einem Ausdruck unendlichen Wohlwollens an, während ein feines Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Aber das schien den alten Diener zu ärgern, denn er runzelte die Stirne und rief — das Gewand über den Arm nehmend — fast bitter:

„Sind immer die alten Streiche! .... meint wohl, Ihr seid noch vierzig Jahre alt!“

„Nein!“ — versetzte jetzt gutmüthig, und über den Zorn des Dieners lächelnd, der Andere — „nein Andreas, das denke ich nicht, gegen solche Einbildung protestiren meine steifen Glieder; aber, mein Freund, da du doch

immer von „Alter“ sprichst, so sage mir einmal, wie viele Sommer hast denn Du gesehen?“

„Das gehört nicht hierher!“

„Wie viele Sommer hast Du gesehen?“

„Nun denn: dreiundsiebzig!“

„Also“ — fuhr der andere fort — „bist Du gerade zehn Jahre älter als ich! Warum dienst du mir denn noch und setzest dich nicht zur Ruhe? Könntest's ja auch deinen alten Knochen gönnen; denn dein Vermögen würde es dir erlauben, recht gut erlauben, deine alten Tage in der behaglichsten Ruhe hinzubringen. Nun?“

„Gewiß, Herr!“ — versetzte Andreas, und eine leichte Rührung machte dem flüchtigen Unmuthe Platz — „gewiß könnte ich meine alten Tage behaglich schließen; denn dafür hat Eure unbegränzte Güte und Freigebigkeit gesorgt. Aber doch wollte ich lieber noch auf alles verzichten, was ich besitze, als meinen Dienst bei Euch aufgeben.“

„Und warum?“ — frug Jener.

„Warum? warum?“ — wiederholte der Diener, und man sah ihm an, daß ihn das Geständniß fast eben so peinige, wie ein erstes Liebesgeständniß ein unverdorbenes Kind. — „Warum? nun, weil ich Euch — wie Ihr ja selber wißt — als den besten Herrn und als den besten Menschen auf Gottes weiter Welt liebe und achte!“

Der alte Herr griff bei diesen Worten des Dieners an seine Nase und machte das Zeichen des Zupfens.

Andreas zuckte die Achseln —: „Ich soll mich an der Nase zupfen?!“

„Ja!" — versetzte gemüthlich der Herr — „denn sieh! wie du mir, trotz deiner dreiundsiebzig Jahre noch dienst, weil du mich liebst und obgleich du ruhen könntest; .... so diene ich junger Bursche von erst zweiundsechszig Jahren der Menschheit, weil ich sie liebe und obgleich ich auch ruhen könnte. Als ich aus Spanien hierherkam, mir hier, wie Cicero, ein kleines Tusculum zu gründen, und diese Leute, deren Gesichter ich nicht erkennen konnte, zum erstenmale sah und von ihrem edlen Berufe hörte, da hatte ich die Empfindung, als müsse ich mich tief, tief vor ihnen verneigen, zumal wenn ich aus der langen Kutte bald den mit Kalk und Staub befleckten, breitgetretenen Schuh eines Handwerkers, bald den blankgewichsten Stiefel eines vornehmen Herrn hervorgucken sah; oder wenn auf der Tragbahre feine, weiße Männerhände mit den schwielenvollen Händen des Arbeitenden wechselten. — Solch' ein persönliches, anspruchloses Helfen ist es, was der Menschheit Noth thut. Dabei prangen keine Namen in öffentlichen Blättern, es ist auch kein Orden dafür zu gewinnen und keine ehrenvolle Anerkennung in den Augen der Frommen und Heiligen. Unbekannt, ungesehen und verloren in der großen Zahl hilft Jeder, nicht mit Geld, auf das er vielleicht nur geringen Werth legt, sondern mit der eigenen Kraft, mit dem eigenen guten und edlen Willen, zu jeder Stunde und mit Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit. Das Wichtigste dabei ist aber, daß jeder der reichen und vornehmen Theilnehmer dadurch bisweilen an das Schmerzenlager der Armen kommt, die Noth und das

Elend seiner unglücklichen Mitbrüder kennen lernt, und somit fühlt, daß die gedrückte Menschheit ein Anrecht, eine unabweisliche Forderung an seine Hülfe hat."

„O!" — sagte ergriffen Andreas, indem er seinem Herrn mit Bewunderung in das von den edelsten Gefühlen bewegte Antlitz sah — „das ist Alles wahr und gut und schön; aber Ihr, die Ihr so viel für die Menschen gethan habt und noch thut, — Ihr dürftet hier doch auch an Euch denken. Ihr habt ja bis zum Augenblick trotz Eurer Jahre an den Misericordia Theil genommen; überlaßt von nun an wenigstens die persönliche Betheiligung jüngeren Kräften."

Der Angeredete schüttelte das Haupt:

„Alter, ehrlicher Andreas!" — sagte er dann und reichte dem ergrauten Diener die Hand:

„Das geht nicht! Schon um des Prinzipes willen, muß ich dabei bleiben. Sieh', es giebt auf Erden viele schöne und edle Unternehmungen .... aber nur wenige kommen zu ihrer vollen, reichen Blüthe. Weißt du auch warum? .... Weil so wenige Menschen den Muth und die Kraft haben, sich daran persönlich zu betheiligen. Tausende glauben, es sei genug mit ihrem Beifall oder einer kleinen Beisteuer an Geld .... aber das ist nichts als Schwachheit, Selbstbetrug oder Eitelkeit. Nur da werden und können große Gedanken groß und mächtig in das Leben eingreifen, wo sie bei Allen zur That werden, bei Reich und Arm, bei Jung und Alt, bei Vornehm und Gering! ....

Aber" — setzte er hinzu .... „ich bin in der That etwas erschöpft. Ist Pater Martini da?"

„Ja!" — versetzte Andreas — „der ehrwürdige Vater arbeitet schon seit zwei Stunden in Eurer Bibliothek."

„So bringe mir ein Glas Lacrimae Christi und etwas zu essen dahin!" — sagte der Gebieter, Signore Carlo Broschi, und stieg die breite Marmortreppe hinauf.

Signore Carlo Broschi, genannt Farinelli, war einer der berühmtesten Männer seines Jahrhunderts. Von der Natur mit einer zauberhaft schönen Stimme begabt, die durch Kunst einen Umfang erhielt, der den gewöhnlichen um eine ganze Octave überstieg, und von dem berühmten Porpora gebildet, überragte er alle Sänger seiner und aller vorhergehenden Zeiten.

Schon im siebzehnten Jahre trat er in Rom auf, und man kann sich einen Begriff von der Herrlichkeit seiner Stimme machen, wenn man erfährt, welche Siege er hier in dem Theater Aliberti davontrug. Broschi hatte unter anderem eine Arie mit obligater Flötenbegleitung zu singen. Der Künstler, der die Flöte blies, war als ausgezeichnet bekannt: dennoch aber übertrafen die Töne des jugendlichen Sängers jene der Flöte an Reinheit und Zärte so sehr, daß ein stürmischer, nicht enden wollender Applaus Signore Carlo Broschi den Siegeskranz zuerkannte. Von nun an war sein Ruf gegründet und bald überstrahlte sein Name, selbst den eines Elisi, Gizzielli und Caffarelli.

Broschi, der unterdessen — da er ein Freund der Familie Farina in Neapel war und oft in deren Hause zu

singen pflegte — den Namen Farinelli erhalten hatte, ging nun nach Wien, Paris und London und gefiel überall, nicht nur durch seinen Gesang, sondern auch durch sein anspruchsloses und liebenswürdiges Wesen so ungeheuer, daß er unermeßliche Reichthümer zusammen brachte. Da sollte plötzlich ein eigenthümliches Ereigniß seinem Leben eine Wendung geben, und den, der bis dahin nur Sänger gewesen, auch als Staatsmann bis zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben.

Spanien war nämlich um jene Zeit in einer höchst traurigen und bedenklichen Lage. Seine Regierung und Gesetzgebung ging, dem Namen nach, allein vom Könige aus, und doch war Philipp V. in einem Zustande, der die Verwandten eines Privatmannes berechtigt haben würde, ihm eine gerichtliche Vormundschaft geben zu lassen.

Brachte er doch die Tage im Bette zu, ließ Haare und Nägel wachsen, beobachtete ein hartnäckiges Schweigen, stand nur Nachts einige Augenblicke auf, um Nahrung zu nehmen und war durch nichts in der Welt dazu zu bewegen, Theil an den Regierungsgeschäften zu nehmen oder auch nur die nöthigsten Unterschriften zu geben.

Nur Musik und vorzüglich Gesang vermochten es hier und da, ihn aus seiner an Wahnsinn streifenden Melancholie zu wecken und auf Augenblicke zur Vernunft zurückzuführen. Als daher Farinelli's Ruhm die Welt erfüllte, kam die Königin von Spanien, die kluge und talentvolle Elisabeth von Parma, auf den glücklichen Gedanken, diesen ausgezeichneten Sänger nach Madrid zu berufen.

Farinelli folgte dieser Einladung, da er sie schicklichkeitshalber nicht ausschlagen konnte.

In Madrid angekommen, bewog ihn die Königin gleich am ersten Tage in einem königlichen Gemache zu singen, welches an dasjenige stieß, in dem Philipp V. im Bette lag. Und siehe da, die Wirkung seines Gesanges auf den König war gleich anfangs so groß, daß dieser sich bewegen ließ, aufzustehen, sich anzukleiden und an den Geschäften Theil zu nehmen.

Von diesem Augenblicke an war Farinelli für die Königin und für die spanische Regierung ganz unentbehrlich, da Philipp V. nur dadurch, daß ihm Farinelli jeden Tag einige Arien vorsang, dem Leben und dem Lande erhalten werden konnte. Natürlich war Elisabetha von Parma's Dankbarkeit auch unbegränzt. Farinelli erhielt sofort einen Jahresgehalt von 14,000 spanischen Reichsthalern, ein Palais als Wohnung, königliche Küche, Keller und Bedienung, nebst einer Hofequipage und überhaupt Allem, was zu einer wahrhaft fürstlichen Existenz gehörte.*)

Was aber von nun an Farinelli's Namen einen so schönen Klang in der Geschichte gegeben hat, ist der Umstand, daß er sich nicht nur als einen in der That treff-

*) Biographie universelle, ancienne et moderne. Paris. 1815. Histoire de la Musique par Burney. — Lamberg: Mémorial d'un mondain. p. 97. Ditter von Dittersdorf. Selbstbiographie. S. 110 u. f. — Schlosser: Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Jahn: I. Theil 2tes Buch 195.

lichen Staatsmann zeigte, sondern auch nicht das Geringste an seinem edlen, liebenswürdigen Charakter und seiner nie genug anzuerkennenden Bescheidenheit einbüßte. Farinelli mißbrauchte seinen Einfluß niemals, auch nicht unter der Regierung des folgenden Königs Ferdinand VI., der wunderbarerweise eben so melancholisch als sein Vorgänger, und — wie dieser — nur durch Farinelli's Gesang dem Leben und der Regierung zu gewinnen war.

Farinelli leitete daher unter zwei Königen — wenn auch nicht officiell, so doch durch den Marquis Ensenada, der sein Geschöpf war, — die Regierung Spaniens. An ihn wandten sich die Gesandten der fremden Höfe, ihm schmeichelten die Regenten Europa's, an ihn schrieb selbst die stolze Kaiserin von Oesterreich, Maria Theresia! Aber Farinelli war auch nicht unthätig. Während er als Director der durch ihn zu Madrid ins Leben gerufenen, italienischen Oper diese zu einer glänzenden Höhe erhob, erhielten Manufacturen und Fabriken Ermunterung, wurden Kriege geführt und Friede geschlossen, die Söhne Elisabethens mit auswärtigen Reichen versorgt, und die Wunden des spanischen Erbfolgekriegs so viel als möglich geheilt. Aber die Königin fühlte auch, welche Stütze sie in Farinelli habe. Sie selbst hing ihm das Ordenskreuz von Calatrava mit eigenen Händen um; überreichte ihm das, in Diamanten gefaßte, Bildniß des Königs, und gab ihm als Zeichen ihrer Achtung eine goldene Dose auf deren Deckel zwei große Diamanten funkelten und die einen Wechsel von 5000 spanischen Reichsthalern enthielt. Auch

der König von Frankreich hatte Farinelli schon früher mit seinem in Diamanten gefaßten Bildnisse beehrt. Aber auch die Wolken blieben nicht aus, die den Himmel selbst des glücklichsten der Sterblichen manchmal verfinsteren.

Wie wäre es möglich gewesen, daß ein Mann, wie Farinelli, den das Glück von dem Stande eines einfachen Sängers bis zu den Stufen eines Thrones gehoben, dem Neid und der Chikane hätte entgehen können. Dennoch zerschellten alle Intriguen an seinem edlen und schönen Charakter. Weit davon entfernt durch seine Stellung, Auszeichnung und Macht stolz zu werden, entwaffnete gerade seine liebenswürdige Bescheidenheit seine ärgsten Feinde. So bewarb sich einmal einer der mächtigsten Grande lange Zeit vergeblich um einen Gesandtschaftsposten. Obgleich nun Farinelli recht gut wußte, daß dieser Mann sein ausgemachter Gegner sei, brachte er es endlich doch bei dem Könige dahin, daß jenem die ersehnte Stellung ward. Aber — sagte bei dieser Gelegenheit der König zu Broschi — „wißt Ihr auch, Farinelli, daß der Empfohlene Euer Feind ist und Böses von Euch redet, wo er kann?“ — — „Ja, Majestät!“ — entgegnete Farinelli — „eben darum möchte ich mich auf diese Weise an ihm rächen.“

Ein anderesmal hörte Farinelli, als er sich gerade zum Könige begeben wollte, einen Gardisten in einem der anstoßenden Säle auf ihn schimpfen und raisonniren und sich laut darüber beklagen, daß der König alle seine Gunst lediglich auf einen elenden Musiker häufe. Farinelli

zog sofort Erkundigungen über den Schimpfenden und die wahrscheinliche Ursache seines Unmuthes ein. Da erfuhr er denn, daß der Mann seit dreißig Jahren diene, ohne jemals eine Beförderung erreicht zu haben.

Farinelli schwieg; als er aber aus dem Gemach des Königs trat, überreichte er dem unzufriedenen Gardisten ein Diplom, welches ihn zum Hauptmann ernannte. Man kann sich die Ueberraschung und Verwirrung des Mannes denken. Farinelli aber reichte ihm lächelnd die Hand und sagte mit der ihm eigenen Güte:

„Ein Gardist ist nicht vermögend genug, um die Kosten einer Hauptmannsequipage tragen zu können. Wir wollen dies also morgen beim Mittagessen, zu dem ich Euch erwarte, arrangiren!"

Solche Leutseligkeit, Güte und Freundlichkeit gewann denn auch Farinelli alle Herzen, und selbst als König Ferdinand VI. und seine Gemahlin im Laufe eines Jahres gestorben und König Carl III. den spanischen Thron bestiegen, konnte dieser Farinelli seine Achtung nicht versagen. Da dieser indessen fühlte, daß mit dem neuen Thronwechsel auch andere Prinzipien in Spanien eingezogen seien, zog er sich — ein ächt philosophischer Geist — von selbst zurück, und begab sich, unermeßlich reich und von der Königin als Erbe ihrer sämmtlichen Claviere, Flügel und Musikalien, die eine der größten derartigen Sammlungen der Welt bildeten, beschenkt, nach Italien zurück, wo er sich zu Bologna, wie wir wissen, ein Tusculum gründete.

Hier verlebte Farinelli nun in stiller glücklicher Zurückgezogenheit und Ruhe die letzten Tage seines Lebens auf die unsere Erzählung jetzt noch einige Streiflichter werfen soll.*)

---

*) Ditter von Dittersdorf. — Histoire de la Musique par Burney. — Biographie universelle, ancienne et moderne: Tom. XIV. fo. 161.

## Abenddämmerung und Morgenröthe.

Die innere Einrichtung der Villa Farinelli entsprach der äußeren Erscheinung dieses freundlichen Tusculums ganz. Den Eingang zu dem Hause bildete jene reizende Veranda, von welcher wir schon gesprochen, und die, auf schlanken, zierlichen Säulen ruhend, sich schon jetzt in eine trauliche Laube von jungem Grün zu verwandeln anfing. Schön gearbeitete Bänke und Tische erhoben sich einladend zu beiden Seiten und verriethen, daß in den heißen Tagen hier das Lieblingsplätzchen des schönen stattlichen Greises sei, der so glücklich war, diese Villa sein Eigenthum zu nennen.

Durch die Veranda trat man in einen geräumigen Saal, dessen Wände aus weißem Marmor die Büsten der hervorragendsten Männer des Römerthums schmückten. Das Ameublement war in antikem Style gehalten und bekundete durch seine gediegene Einfachheit und Ueberein=

stimmung mit der architektonischen Ausschmückung des Gemaches den edlen und feinen Geschmack des Besitzers. Im gleichen Style hielten sich sämmtliche Gelasse des Erdgeschosses. Sie hätten in der That einem römischen Kaiser — einem Trajan — Ehre gemacht.

Ganz anders dagegen war das zweite Geschoß der Villa Farinelli gehalten. Dienten die Säle und Gemächer des Erdgeschosses, hochgestellte Freunde und Besuche zu empfangen, so bildete der obere Theil des Hauses die stille, behagliche, an vielen großen Erinnerungen reiche Wohnung eines großen Künstlers und Philosophen.

Auch hier befanden sich, aber auf den beiden Flanken des Hauses, zwei geräumige Säle, von welchen der eine die weltbekannte musikalische Bibliothek Farinelli's — dies kostbare Erbe der Königin von Spanien — enthielt; während in dem anderen alle die Claviere und Flügel aufgestellt waren, die dieselbe freigebige Hand dem Retter zweier Könige als Zeichen des Dankes und der Achtung verehrt. Außer diesen Clavieren und Flügeln aber, von welchen jedes den Namen eines großen Malers, wie Raphael, Correggio, Titian, Guido u. s. w. trug, befand sich noch ein höchst merkwürdiges musikalisches Instrument hier, das indessen in dem sorgfältigsten Verschlusse ruhte. Es war dies die Lieblingsviolíne Farinelli's — von ihm Viola d'amour genannt — ein Meisterstück des berühmten Cremonesen Amati aus dem 16. Jahrhundert.

Die Wände dieses Saales schmückten übrigens vortreff-

liche Gemälde der italienischen und spanischen Schule, unter welchen sich auch die lebensgroßen Bildnisse König Philipps V. und Elisabethen's von Parma befanden. Die weitere Ausstattung zeigte einen allseitigen, die größte Behaglichkeit athmenden Comfort. Zwischen diesen beiden Sälen endlich lagen die Wohn- und Schlafzimmer des Hausherrn. Aber, dieser Hausherr war schon seit Jahren nicht so ganz allein, als man vielleicht denkt. Er — der in seinem ganzen vielbewegten Leben ein Schooßkind des Glückes gewesen — war dies auch im Alter noch; denn er besaß — was anderen Sterblichen meist nur in den schönen poetisch-schäumenden Jahren der Jugend und Tausenden gar nicht wird — einen edlen, ganz gleichgesinnten, herrlichen Freund. Dieser Freund aber, nur ein einziges Jahr jünger als er selbst, war der gelehrte Franziskaner Johann Baptist Martini, Italiens größter Contrapunktist, das Haupt der weltberühmten philharmonischen Gesellschaft zu Bologna, der angestaunte Autor des Werkes „Saggio fondamentale prattico di contrapunto," dem selbst Friedrich der Große — in Anerkennung der ausgedehnten Verdienste, die sich Martini um die Musik erworben — sein in Brillanten eingefaßtes Bildniß nebst einem eigenhändigen sehr verbindlichen Schreiben zugesandt hatte.*)

---

Wilhelm von Vallo: Antologia romana. — Journal dei Litterati von Pisa 1785. Scrittori Bolognesi. 5. p. 342 sq. — Memoire per le belle arti.

Was aber vermöchte die Geschichte reizenderes zu bieten, als den Anblick dieser beiden, durch ein gleiches wissenschaftliches und künstlerisches Streben und die Bande der innigsten Freundschaft verbundenen edlen Greise?! O! sie waren Dioskuren im ächten Sinne des Wortes. Unser egoistisches Zeitalter freilich, das auf Orest und Pylades, Nisus und Eurhalus, Achilleus und Patroklus, Theseus und Pirithous, Scipio und Laelius, David und Jonathan, Jesus und Johannis hinschaut, wie auf die Riesenkraft eines Herkules, Theseus und Achilleus, versteht ein solch' glückliches Zusammen-leben, -weben und -streben, -schaffen und -sein kaum. Hier aber war in der That, wie Aristoteles die Freundschaft definirt: „eine Seele in zwei Körpern!" Aber ihre Charaktere paßten auch trefflich zu einander; beide hatten große Lebenserfahrungen — Martini namentlich durch ausgedehnte Reisen — hinter sich liegen; beide waren begeisterte Verehrer der Musik, und, was die Hauptsache ist, beide fesselte jetzt ein großes gemeinsames Unternehmen: die Herausgabe einer tiefgelehrten, allseitig gediegenen und umfassenden „Geschichte der Musik."

Freilich war Vater Martini der eigentliche Schöpfer dieses Werkes; aber Farinelli hatte ihn nicht nur zu diesem Unternehmen bestimmt, nein! er stellte dem gelehrten Freunde auch seine ganze unschätzbare Bibliothek, während dieser Riesenarbeit zur Verfügung und half thatsächlich durch seine eigenen Kenntnisse und sein fortwährendes Studium.

Daher kam es denn auch, daß der ehrwürdige Pater Martini alltäglich viele Stunden in Farinelli's Villa zubrachte, wo der Bibliothek-Saal so zu sagen sein Studierzimmer geworden. Nach der Last des Tages gewährte dann Farinelli's unübertreffliches Spiel auf der Viola d'amour beiden Erholung und Erhebung, und ließ sie, da ihnen, trotz des Alters, die volle Jugendfrische des Geistes geblieben, herrliche Stunden verleben.

Auch jetzt saß Pater Martini wieder an seinem in der Mitte des Bibliothek-Saales stehenden Schreibtische, halb vergraben unter Folianten und Pergamentrollen, als Farinelli eintrat.

Aber der würdige Franziskaner war heute — wie Farinelli gleich nach dem ersten Gruße merkte — gar nicht so recht wie gewöhnlich bei der Arbeit. Es gab sich in allen seinen Bewegungen eine auffallende, ihm sonst ganz fremde Unruhe kund und endlich legte er die Feder ganz weg und stand auf.

„Es geht heute nicht!" — sagte er zugleich, sich gewissermaßen vor sich selbst entschuldigend. — „Ich bin zu aufgeregt, zu zerstreut."

„Also doch auch!" entgegnete lächelnd Farinelli, und befahl dem Diener, der seinem vorhin erhaltenen Auftrage zufolge, seinem Herrn so eben ein Glas Lacrimä Christi präsentirte, auch dem Freunde ein solches vorzusetzen: — „Ich dachte das Concert von gestern Abend habe nur mich so gewaltig erfaßt!"

„Nun!" — versetzte Pater Martini — „meine Auf-

regung ist wohl eigentlich weniger Folge des Concertes, als der Gedanken, die mir die Wundererscheinung dieses genialen jungen Maestro's macht. Er hat mich entzückt; aber gerade darum fürchte ich für ihn .... fürchte, statt inneren Gehaltes, statt des Waltens eines großen musikalischen Geistes, am Ende nur oberflächliche Genialität, nur eine überaus glückliche Naturbegabung und technische Fertigkeit zu finden; wie dies bei Wunderkindern zumeist der Fall ist."

„Aber, mein lieber Freund und Bruder!" — entgegnete Farinelli — „dagegen spricht ja doch seine ganze Vergangenheit. Denke nur, was man dir von Wien, Paris und London über den jungen Amadeus Mozart schrieb; entsinne Dich, was unser gemeinsamer Freund Grimm in seinen wahrhaft begeisterten Briefen sagt, und Grimm ist doch auch ein Sachverständiger. Und würden die Unternehmer des Theaters in Mailand, sogleich nachdem der vierzehnjährige Knabe den Fuß auf italienischen Boden gesetzt, ihm auch schon die Anerkennung gezollt haben, eine Oper für den nächsten Carneval bei ihm zu bestellen, wenn sie ihrer Sache nicht gewiß wären? Martini denke nur: der vierzehnjährige Knabe soll eine Oper für das mailänder Theater schreiben..... und er hat es angenommen, als ob das Ding nichts wäre. Und hat er nicht in Wien schon zwei Opern geschrieben: La finta simplice im Auftrage des Kaisers Joseph ...."

„Die nicht zur Aufführung kam!" — fiel Martini ein. —

„Weil die Neider und Feinde des jungen Maestro den

Director Affligio für sich gewannen und durch die abscheulichsten Cabalen die Aufführung hintertrieben. Aber der kleine Mozart machte sich nichts daraus. Er schrieb eine neue Oper „Bastien et Bastienne," die dann in Mesmer's Hause aufgeführt wurde, und zwar, wie Hasse und Metastasio Dir und mir schrieben, mit dem größten Erfolg."

„Mit dem Erfolg" — sagte der greise Franziskaner kopfschüttelnd — „den jedes halb erträgliche Stück auf einem Liebhabertheater und vor Freunden hat."

„Und Hasse und Metastasio?"

„Sind für den kleinen Mozart eingenommen."

„Und die früheren Berichte von München, Wien, Paris, London, Holland und so weiter?"

„Schwärmen für das „Wunderkind," sind aber jeder tieferen Beurtheilung fern!" — sagte Vater Martini. — „Hier bei uns ist es etwas ganz anders. Der junge Mozart hat jetzt das „Wunderkind" abgestreift. Er will keine Wundererscheinung mehr sein, sondern ein Künstler .... und dies, mein theurer Freund, gefällt mir gerade so sehr an dem jungen Menschen, daß ich ihn schon jetzt, nach zweimaligem Zusammentreffen liebe. Aber diese Liebe macht mich eben auch bangen. Er ist mit seinem Vater nach Italien, der hohen Schule der Musik, gekommen, und hier muß er, will er sich einen Namen machen, vor allen Dingen seine Prüfung vor der philharmonischen Gesellschaft zu Bologna bestehen. Vermag er dies, haben wir ihn zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft, zum

Cavaliere filarmonico, erhoben, dann steht sein Ruf fest. Aber .... aber ...., der Areopag, der ihn hier erwartet, ist gleich dem in Athen, der verführerischen Sprache einer oberflächlichen Begeisterung unzugänglich. Hier gilt es, seine Meisterschaft zu beweisen, nicht allein im Vortrag, wie gestern im Concerte, mit dem Feldmarschall Graf Pallavicini die Haute volée Bologna's erfreute, sondern namentlich auch im Contrapunkt. Nur ein durchaus wissenschaftlich gebildeter Componist hat Anspruch auf die Mitgliedschaft in unserer Gesellschaft."

„Nun!" — sagte Farinelli, der die strengen Grundsätze und die ruhige Unbestechlichkeit Pater Martini's und der philharmonischen Gesellschaft kannte, und daher doch auch etwas für den jungen deutschen Maestro zu bangen anfing: — „Wir wollen sehen. Jedenfalls weiß ich, daß der kleine Mozart die letzten Jahre zu den ernstesten Studien benutzt hat. Stradella, Carissimi, Scarlatti, Leo, Dürante, Hasse, Bach und Händel waren die ersten Meister, die er, wie mir sein Vater sagte, durchnahm. Und wie er mit der größten Geläufigkeit italienisch spricht, so ist er auch in der italienischen Musik zu Hause."

„Hat er nicht auch bereits den Titel Concertmeister?"

„Ja! sein Vater ist hochfürstlich Salzburgischer Capellmeister, der Sohn hochfürstlich Salzburgischer Concert meister! und das ward er im dreizehnten Jahre!"

„Allerdings eminent! besonders von dem Herrn Fürstbischof von Salzburg."

„Nun er wollte auch nicht daran und behauptete immer der Vater helfe dem Amadeus. Der Knabe mußte also auf das Schloß kommen, bekam seine Aufgabe zur Composition, ward in ein einsames Zimmer eingeschlossen und durfte keinen Menschen sehen, bis er seine Arbeit vollendet. Dies war aber bald geschehen und sie fiel so vortrefflich aus, daß der Herr Fürstbischof die Ernennung zum Concertmeister sofort folgen ließ."

Pater Martini ging, in tiefe Gedanken verloren, auf und ab.

„Nun!" — sagte er endlich — „so wird es ja auch bei uns gehen. Er componirte ja auch schon eine Messe, ein Offertorium und ein Posaunen-Concert, die ich kenne und die trefflich sind."

„Und die in Gegenwart des Wiener Hofes aufgeführt und von ihm selbst dirigirt wurden."

„Es ist groß! es ist groß!" — rief der greise Mönch mit blitzenden Augen.

„Und was wird ihm mein Freund zur Prüfung vorlegen?" — frug Farinelli:

„Eine Antiphona aus dem Antiphonarium, die er vierstimmig setzen muß," — entgegnete Martini ernst. — „Er kann Großes lösen, er soll es . . . . und zwar zu seinem eigenen Ruhme. Ich fühle, daß dieser kleine Maestro mir das Herz gestohlen hat."

Eine Pause entstand.

„Soll ich Dir, mein alter treuer Freund, ein Geständniß machen?" — sagte nach einiger Zeit Farinelli, indem er

seine Hand vertrauensvoll auf des Paters Schulter legte, der sich wieder neben ihn gesetzt — „mich hat die Erscheinung dieses jungen eminenten musikalischer Genies an etwas erinnert, das mir im Leben zwar schon tausendmale vorgekommen, das aber immer peinlich ist."

„Und das wäre?" — frug der Andere.

„An das Abschiednehmen! — Wie ich dem kleinen Maestro so in seine großen seelenvollen Augen blickte, da ward es mir klar wie Sonnenlicht, daß dies die Sterne seien, die für das Reich der Musik einen neuen Tag verkünden. Um uns, mein Freund und Bruder, um uns liegt Abenddämmerung .... dort .... erglüht Morgenröthe!"

„Und was wäre dabei?" — frug mit einem Lächeln voll Ruhe und Erhabenheit der Franziskaner-Mönch — „das Leben der Einzelnen und jenes der Menschheit .... sie bestehen beide aus einem ewigen Wechsel von Licht und Schatten, von Abend und Morgen, von Vergehen und Erblühen."

„O das weiß ich wohl!" — entgegnete Farinelli — „und denke auch nicht so klein und kindisch, um nicht gern im großen Ganzen und für das große Ganze aufgehen zu wollen. Wenn nur die Trennung .... wenn nur das Abschiednehmen nicht wäre!"

„Ei!" — meinte Vater Martini — „da stoßen wir ja wunderbarerweise einmal auf eine Verschiedenheit in unserer Denkungsart. — Ich für mein Theil wenigstens, habe schon so oft in meinem Leben Abschied nehmen müssen, daß ich wahrlich an alle Trennung gewöhnt bin."

„Das glaubst du nur, mein Bruder!“ — rief Farinelli — „aber du täuschest dich. Wie könnte ich die Trennungen zählen, in die mich das Geschick verflochten und doch glaubte ich das Herz müsse mir verbluten, als ich von Spanien Abschied nahm, ... und ..... ich habe es noch nicht vergessen können, es liegt wie eine Insel von Sonnengold in dem Gebiete meiner Erinnerung. Ja! gedenk ich sein, so ist es mir, als kehrten die entflohenen Stunden zurück und trügen alle kleinen Freuden und frohen Augenblicke noch einmal vor meinen Geistesaugen vorüber, um dann mit ihnen auf ewig zu entfliehen, und in mir nichts zurückzulassen, als das wehmüthige Gefühl, daß sie dahin sind. Mir ist, als drängten sich die leblosen Zeugen meines Lebens, die Gegenstände, die mich umgaben, .... die Menschen, die ich geliebt und geachtet, noch einmal recht nahe an mein Herz, und — gestehe ich nur meine Schwäche — ich nahm und nehme recht schweren Abschied von ihnen.“

„Nun!“ — sagte Vater Martini mild — „dies ächt menschliche Gefühl ist gerade keine Schwäche zu nennen. Es zeugt wieder von dem tiefen Gemüthe meines edlen Freundes.“

Farinelli schien diese Worte überhört zu haben. Er war sichtlich in seine Erinnerungen verloren und fuhr jetzt, wie sich selbst vor einem Mißverständniß verwahrend, gedankenvoll fort:

„Nicht daß ich um entschwundene Genüsse klage; .... aber daß ich mich losreißen mußte und .... wer weiß wie

bald .... losreißen muß aus den Umgebungen, in denen ich mich so heimisch und glücklich gefühlt, von allen den Gegenständen und Beschäftigungen, die gleichsam Bekannte und Vertraute meines Lebens geworden, das ist's, was mir schwer wird, Nicht die großen Vergnügungen und Genüsse sind es, die den bessern Menschen mit Allgewalt fesseln, sondern die kleinen Freuden und Interessen, — die unscheinbaren Veilchen, von welchen er sich unter schmerzlichen Gefühlen losreißt. Wenn das rauhe Geschick manchmal mit eiserner Hand nach dem Glücke eines ganzen Lebens greift, so steht oft in der Menschenbrust ein heroischer Wille auf, der edel und stolz zu dem Zufalle spricht: „Nimm es hin, ich will das Leben auch ohne dies ertragen!“.... und dann überwindet ein edles Selbstgefühl die Pein des Schmerzes, und wir stehen stark und erhaben mitten unter den Ruinen unserer Hoffnungen. Wenn aber das Geschick eine große Hoffnung und Erwartung, eine Blume nach der andern aus unserm Leben reißt, und eine Farbe nach der anderen in dem Gemälde unserer Tage erlöscht und abstirbt, bis es am Ende kahl und grau vor uns liegt, da ergreift den Menschen eine namenlose Wehmuth und er fühlt sich in seinem tief Innersten erschüttert.“

„Darum“ — versetzte der Franziskaner — „werden große Verluste gemeiniglich mit größerer Seelenstärke getragen, als die kleinen Leiden und Opfer des Lebens. Indeß! was ist denn das Leben selbst, mit allen seinen Freuden und Leiden. O, mein Freund, stehen wir — wie Du

vorher gesagt — in der Abenddämmerung, dann verschwindet es zu nichts. Auf der Erde geht ja alles vorüber und wir auch! — Der Augenblick kommt, und wie er uns auch erfreue und beglücke, der Mensch sagt vergeblich zu ihm: bleibe; .... denn während er es ausspricht, ist er vorüber und ein anderer an seiner Stelle! Wir dürfen indessen dabei nicht ungerecht sein; so flüchtig die Minuten sind, ihr Bild bleibt uns immer, und der Nachhall der Empfindungen, die er in uns hervorrief, kann der Mensch nähren Jahre lang, und sie können ihn noch lange, lange Zeit glücklich machen. Sieh, mein Freund, das ist die Verklärung der Trennung! Die Freuden des Lebens gleichen nicht allein darin dem Regenbogen, daß sie aus fallenden Augenblicken bestehen, sondern auch darin, daß sie gerade in der Ferne am schönsten glänzen und strahlen. Und dann, hat Gott uns Beide nicht vor so vielen andern Menschen gesegnet? — hat er uns nicht ein heiteres Alter, Freude an edlem Wirken und Schaffen, heilige Begeisterung für die göttliche Kunst .... hat er uns nicht einander selber gegeben? O, mein Freund, ich möchte die Abenddämmerung unseres Lebens um keine irdische Morgenröthe tauschen!"

„Ja!" — sagte Farinelli, dem Freund mit Innigkeit die Hände drückend und sein schönes Greisenantlitz schien sich zu verklären — „ja! auch ich habe Gott recht viele heitre Stunden zu verdanken, und namentlich seit dem ich Dich, meinen Bruder, kenne und mein kleines Tusculum hier besitze. Und ...." fügte er hinzu — „was die Hauptsache ist, wir haben hier Stunden verlebt, die wie

die seligen Kinderjahre keinen Bodensatz herber Erinnerungen zurücklassen."

„Wir dürfen uns aber auch gestehen" — fügte Vater Martini heiter lächelnd hinzu — „daß wir die Grundbedingungen stillen Glückes in uns tragen, und das ist die Besonnenheit des Geistes, die das Leben rein und tief auffaßt, und die im vorüberwehenden Sturme der Augenblicke, das Bleibende erkennt; — und dann die heitere Stimmung der Seele, die durch keinen Titanenkrieg der Leidenschaften mehr getrübt wird, und in der kein Neid und kein ungezähmter Ehrgeiz wohnt. Wer in dem Besitze dieser beiden größten Güter des Menschen ist, der danke seinem Genius, denn er trägt ein Eldorado in seinem Herzen, und gleich einem Halbgott geht er erhaben nnd siegreich durch das Leben. Es sind jene beiden Güter die Telescope, durch die das innere Auge des Menschen die strahlenden Sternbilder des ewigen Lebens entdeckt, die so beglückend in das Erdenleben hineinglänzen, und das vergängliche Herz mit einem ungetrübten Frieden erfüllen. Nur durch sie werden aus den unscheinbaren Nebelflecken der irdischen Tugend und Schönheit strahlende Sonnensysteme und Milchstraßen, die uns gleich jenen der Sonnennacht die Ewigkeit unseres Daseins verkünden!"

„Amen!" — sagte der greise Farinelli feierlich — „Ich schlage mich auch hier wieder auf die Seite meines edlen Freundes, und mag die Abenddämmerung nicht mit der Morgenröthe vertauschen."

„Aber" — rief Martini froh und heiter — „freuen wollen wir uns doch dieser Morgenröthe, und den Morgenstern des jungen Tages herzlich begrüßen, wenn unsere alten Augen den letzteren auch nicht mehr sehen!"

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete: „Signore Amadeus Mozart!"

## Il cavaliere filarmonico.

Der Enthusiasmus der Italiener ist in seinen Kundgebungen sehr verschwenderisch, weil er von Herzen geht. Nirgends fand daher der junge Mozart so sehr wie bei ihnen eine herzliche Aufnahme, ein allgemeines Wohlwollen, eine augenblickliche Anerkennung, ein Gefolge von Freunden und Beschützern, das sich in allen Städten, in welchen er verweilte, aus freien Stücken bildete, und die keine anderen Geschäfte, als die seinigen zu haben schienen.*)

Dies war aber namentlich auch in Bologna der Fall, woselbst der kleine Maestro vor allen Dingen an dem Feldmarschall, Grafen Pallavicini und dem Cardinal, Grafen Carl von Firmian — einem Landsmanne — die eifrigsten Stützen fand.

*) Oulibicheff: „Mozarts Leben" I. Theil Seite 31.

Auch die weltberühmten Sängerinnen, die stolzen Signori Aprile, Cicognani und Spagnoletta, sowie der Castrate Manfredini drängten sich begeistert zu ihm heran und trugen ihn auf den Händen.

Aber so sehr sich Amadeus*) durch alle diese Artigkeiten und dies wirklich liebenswürdige Zuvorkommen geschmeichelt fühlte, so wenig Werth legte er in seiner kindlichen Einfachheit und Bescheidenheit auf alle die Huldigungen, die man ihm von dieser Seite brachte. Wenn auch dem Alter und der äußeren Erscheinung nach, noch ganz ein vierzehnjähriger Knabe, war Wolfgang doch im Geiste und in seiner musikalischen Entwicklung vollständig Mann. Er hatte daher in Bologna gar nichts anderes im Auge, als sich vor dem unbestechlichen Richterstuhle der, in der musikalischen Welt Ton angebenden, philharmonischen Gesellschaft als vollgültigen Meister zu erweisen, und sich die Achtung Pater Martini's zu erwerben, den die Italiener wie ihren Abgott verehrten und dessen Urtheil in Angelegenheiten der Musik für die damalige ganze Welt entscheidend war.

Wolfgang nahte sich daher auch heute, bei seinem Besuche auf der Villa Farinelli, dem berühmten Contrapunktisten und Präsidenten der philharmonischen Gesellschaft mit der größten Ehrerbietung und mit jener Bewun-

*) Mozart wurde von den Italienern stets Amadeus genannt, weil sie diesen Namen mit Recht wohlklingender als Wolfgang fanden und auch leichter aussprechen konnten.

derung, die wahres Talent dem wahren Talente so gerne zollt. Hatte er als Knabe einst gesagt: „Nach Gott kommt gleich der Papa!“ — so hätte er, seiner Ueberzeugung und seinen Gefühlen nach, jetzt recht gut hinzufügen können: „Und nach dem Papa: Pater Martini!“

Aber auch dieser und der edle greise Farinelli trugen Wolfgang Amadeus ein offenes Herz und eine aufrichtige Bewunderung entgegen, die sich bei Beiden während des jetzigen Besuches noch bedeutend steigerte.

Wolfgang war ganz entzückt über Farinelli's wunderherrliche Instrumente; freute sich wie ein Kind, daß sie der Künstler so schön nach den ersten italienischen Malern getauft habe, und improvisirte und phantasirte mit einer Lebhaftigkeit, Begeisterung und Virtuosität auf Raphael, Correggio, Titian und Guido, wie sie selbst der Vater nie gehört. Farinelli und Martini aber, die bedeutendsten musikalischen Größen ihrer Zeit, standen, in Bewunderung versunken an des Knaben Seite.

„Schön! sehr schön und brav!“ — sagte endlich Martini freudig und mit leuchtenden Augen, aus welchen Entzücken und väterliche Liebe strahlte: — „aber jetzt wollen wir auch dem Componisten im strengeren Sinne einmal auf den Zahn fühlen.“

„Thut es, ehrwürdiger Vater!“ — entgegnete der Knabe freudig — „ich weiß zwar, Ihr seid ein sehr gelehrter Herr und strenger Richter, aber ich will doch versuchen, ob ich Euch nicht befriedigen kann!“

„Ich hoffe es, mein Sohn!“ — sagte der Franziskaner liebevoll — „denn in dem akademischen Saale wird es noch ernster hergehen.“

„Je ernster, desto lieber!“ — rief der junge Mozart mit muthig leuchtenden Blicken. — „Mir ist es bei einer solchen Aufgabe immer, als sei ich ein General, der ganze Colonnen von Feinden vor sich habe und im Begriff stehe, eine entscheidende Schlacht zu schlagen. Das Herz pocht mir freilich; aber nicht vor Furcht, sondern vor Ungeduld, den Feind zu werfen und als Sieger das Schlachtfeld zu behaupten.“

„Nun, bei solchem Muth und freudigem Vertrauen wird der Sieg auch nicht fehlen!“ — versetzte Farinelli.

Pater Martini war indessen hingegangen und hatte Wolfgang den Gedanken zu einer Fuge mit wenigen Noten entworfen.

„Hier, mein Sohn!“ — sagte er jetzt — „führe mir diese Fuge aus!“

Aber wie gewaltig löste nun Amadeus seine Aufgabe. Raphael erbebte unter den Fingern des jugendlichen Maestro und die Seelen der Männer unter dem Eindruck der Composition. Als er geendet umarmten ihn beide, und Pater Martini rief, Thränen der Freude im Auge, dem Freunde zu:

„Abenddämmerung und Morgenröthe! ..... Wie wahr hast du gesehen, Bruder .... aber das wird ein schöner Tag werden!“

Wolfgang verstand diese Worte nicht; er war indessen durch die Anerkennung solcher Männer unendlich glücklich, und ward wahrhaft ausgelassen vor Freude als ihm Pater Martini zusagte, daß seine Prüfung vor der philharmonischen Gesellschaft in wenigen Tagen stattfinden solle.

Ein herrlicher Abend krönte diesen glücklichen Tag: Manfredini und die Sängerinnen Cicognani und Spagnoletta, so wie die Grafen Pallavicini und Giusti del Giardino, der Marchese Carlotti und andere angesehene Einwohner Bologna's trafen noch als Besuch auf der Villa Farinelli ein. Jetzt ward die Unterhaltung — bei einer wahrhaft fürstlichen Bewirthung — eine ungemein lebhafte. Manfredini und die Sängerinnen trugen die schönsten und schwersten Arien hinreißend vor; auch Amadeus ließ sich wiederholt hören und den Schluß machte ein Vortrag Farinelli's auf seiner Viola d'amour. O! es war ein Abend für Götter! aber er lebte auch nach Jahren noch in der Erinnerung der Anwesenden.

Und diesem Abende sollte bald ein noch wichtigerer Tag folgen .... ein Tag, von dessen Entscheidung die ganze Zukunft des jungen Mozart abhing; denn konnte er es nicht zur Mitgliedschaft der philharmonischen Gesellschaft bringen, so war damit ausgesprochen, daß ihm, bei allem Blendwerk äußerlicher Virtuosität, die tiefere Kenntniß und die eigentliche musikalische Meisterschaft mangle; wogegen ihm seine Aufnahme unter die Notabilitäten der Musik den glänzendsten Ruhm für alle Zeiten sichern mußte.

Und der ersehnte Tag kam heran. Die ganze fein gebildete und musikalische Welt Bologna's war in Bewegung. Zu Fuß und zu Wagen eilte man nach dem großen und schönen Hause, in dessen Sälen die Accademia Filarmonica ihre Sitzungen hielt. Zwar durften bei dem Acte der Prüfung nur die Richter zugegen sein; aber das Ergebniß, falls es ein günstiges, ward öffentlich verkündigt. Wolfgang Amadeus Mozart erschien mit seinem Vater Nachmittags vier Uhr in dem akademischen Saale. Alle in Bologna anwesenden Mitglieder der Gesellschaft — Pater Martini und Farinelli unter ihnen — waren hier bereits versammelt und erwarteten, in einem weiten Kreise sitzend, den Princeps Accademiae und die Censoren — alte hochberühmte Kapellmeister — an ihrer Spitze, in ernstem Schweigen den vierzehnjährigen Preisbewerber.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung diese, zum größten Theile hochbetagten und hochgelehrten Musiker den Knaben erwarteten, dessen Ruf als Maestro sie zwar schon kannten, dessen kühnem Auftreten vor einem solchen Gerichtshofe aber doch gar Manche einen schlimmen Ausgang prophezeihten .... Andere im Stillen sogar wünschen mochten.

Selbst Vater Mozart war es heute unbehaglich zu Muthe. Zum erstenmal bangte ihm vor dem Erfolge seines Sohnes; ja er fühlte bei dem Eintritt in den Saal, wie seine Kniee leise bebten. Aber ein Blick in das ruhige, unbefangene, ja Freude strahlende Antlitz Wolfgangs,

gab dem Capellmeister seine volle Zuversicht zurück. Dieser Trost blieb ihm indessen nur kurze Zeit; denn nach der gegenseitigen ceremoniellen Begrüßung trennte man Vater und Sohn und führte den ersteren in die akademische Bibliothek, wo er mit dem Marchese Carlotti, der sich ihm als Begleiter angeboten, bis zu der Entscheidung eingeschlossen wurde.

Als dies geschehen, erhoben sich der Princeps Accademiae und die Censoren und überreichten Amadeus eine Antiphonia aus dem Antiphonarium Romanum*) zur sofortigen vierstimmigen Ausarbeitung in einem verschlossenen Zimmer, in dem Zeitraume von drei Stunden. Amadeus empfing das Blatt mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und folgte dann raschen Schrittes und heiteren Muthes dem Pedell, der ihn in das Arbeitszimmer führte und die Thüre geräuschvoll hinter ihm zuschloß.

Eine solche Antiphonia (einen solchen Gegengesang, Wechselgesang)**) vierstimmig zu setzen, war übrigens eine um so schwierigere Aufgabe, als diese Art der Composition Vieles — was nicht angewendet werden darf — ausschließt. Nur ein Meister im Reiche der Musik, .... nur ein durch und durch tüchtiger Contrapunktist ist einer solchen Aufgabe gewachsen, und schon mancher sonst berühmte Musiker war an diesem Steine des Anstoßes gescheitert.

---

*) Antiph. ad Magnificat. Dom XIV post Pentecost. et in Festo Cajetani.

**) Ursprünglich zweier Chöre oder Sänger in der griech. Kirche.

Tüchtige Männer hatten an derselben Stelle, an der jetzt Amadeus saß, die ihnen gegönnten vollen drei Stunden zur Bearbeitung einer Antiphonia von drei Zeilen zugebracht.

Wer beschreibt daher das Staunen der ganzen Gesellschaft, als schon nach einer kleinen halben Stunde der Pedell eintrat, und — selbst ganz blaß vor Staunen — die Meldung machte: der junge Maestro habe das Zeichen gegeben, daß die Arbeit vollendet sei.

Eine allgemeine Bewegung gab sich jetzt unter sämmtlichen Anwesenden kund. Seit mehr denn hundert Jahren bestand bereits die Akademie .... aber ein solcher Fall war noch nie vorgekommen. War dieser vierzehnjährige Knabe ein Zauberer?

Pater Martini und die Censoren erhoben sich sichtbar erregt und gingen nach dem Arbeitszimmer. Hier empfing der Pedell den Schlüssel aus der Hand des Franziskaners und öffnete. Da stand der Knabe freundlich lächelnd, das Noten-Manuscript in der Hand. In seinen offenen, kindlichen Zügen aber sprach sich eine hohe Freude aus; .... eine Freude gepaart mit edlem Stolze, und doch aller Anmaßung und Ueberhebung so ganz fremd; .... eine Freude, wie sie sich in den unsterblichen Werken der großen Maler auf den Gesichtern der Engel ausdrückt, die, im vollen Genusse der Seligkeit, die Königin des Himmels auf lichten Wolken emportragen.

Aber auch Pater Martini's Augen strahlten. Noch

durfte er nichts sagen; aber der alte Mann zitterte und konnte sich kaum zurückhalten, seinen Liebling nicht zu umarmen.

Indeß das Herkommen gebot ein zweites Einschließen des Aspiranten. Die Prüfung der Arbeit durch sämmtliche Capellmeister und Compositoren begann. Es verschwand abermals eine volle peinliche Stunde.

Endlich war auch dies vollendet und der Princeps Accademiae rief zur Abstimmung. Unter tiefem Schweigen wurden die schwarzen und die weißen Kugeln — jene als verwerfende, diese als annehmende — im Kreise dargeboten. Wenn aber auch kein Wort die Meinung der Stimmenden verrieth, so thaten dies doch die freudig flammenden Blicke der meisten.

Jetzt leerte der umgestürzte Beutel die Kugeln vor dem Präsidenten auf den grünen Tisch — — jetzt war der Moment der Entscheidung gekommen — — er war — — ein glücklicher.

„Alle Kugeln weiß!" — rief der greise Pater Martini und Thränen der Freude und des Entzückens liefen über seine gefurchten Wangen: — „der Aspirant ist aufgenommen!"

Und die Thüren öffneten sich, .... ein Jubelchor erschallte, und wie auf der einen Seite das Publikum hereinströmte, und auf der anderen Wolfgang Amadeus Mozart, der vierzehnjährige Sieger, die Schwelle betrat, erhoben sich auf einen Schlag sämmtliche Akademiker und

begrüßten ihn mit dem Klatschen ihrer Hände und einem donnernden:

„Evviva il maestro! evviva il cavaliere filarmonico!“

Wolfgang aber erblaßte ..... dann sank er seinem Vater vor Freude in die Arme .... und .... weinte Thränen der Seligkeit! —

---

## Der Fußkuß.

Die heilige oder Charwoche ist für die gesammte katholische Christenheit der wichtigste Zeitabschnitt des ganzen Jahres. Nirgends aber wird sie, bekannter Weise, glanzvoller und großartiger begangen, als in dem Dom der Dome, . . . . als in den imposanten, ehrfurchtgebietenden Hallen der Sankt-Peterskirche zu Rom.

Schon in der Frühe des grünen Donnerstages strömen ungeheuere Menschenmassen von allen Theilen der ewigen Stadt und der Umgebung herbei, so wie sich früher schon Schaaren von Fremden aus Nord und Süd und Ost und West eingefunden haben. Religiosität und Frömmigkeit, Neugierde und Vergnügungssucht, Bußfertigkeit und Weltlust, Eitelkeit, Habgierde und alle anderen menschlichen Interessen und Leidenschaften geben dabei die Triebfedern zu dieser Völkerwanderung ab, die die

Straßen Rom's zu einem wogenden Menschenmeere macht.

Man kann sich aber auch in der That keinen schöneren Anblick denken, als diese bunte, zum größten Theile in malerische Costüme gekleidete Masse. Da zeigen sich in dem lieblichsten Gemische und in den pittoresquesten Trachten die herrlichen flammenaugigen Frauen von Tivoli und Frascati, von Sonnino und Nettuno und die stolzen und prächtigen Römer-Alkaner-Trasteveriner und Sabinerinnen. Die einen geleitet von den kräftigen Männern der Gebirge, die anderen von Hirten, deren Kleidung von Schaaffellen gewaltig gegen die reichen Gewänder der Vornehmen und die einfache aber zierliche Tracht der Fischer und Schiffer absticht. Und das Alles im buntesten Gemische ohne Rücksicht auf Rang und Stand, Alter und Geschlecht; .... hinwogend nach den weiten, herrlichen Hallen Sankt Peters, in welchen sich Alle: Bäuerinnen und Herzoginnen, Prinzen und Schäfer, der Reiche und der Arme, der Kranke und der Gesunde, der Greis und das Kind mit einer Art von Fanatismus nach dem Sitze des Papstes drängen, der den in Sünden schmachtenden Seelen Ablaß ertheilt.

Glaube aber Niemand, daß in dieser nach dem Ablaß der nächst kommenden hundert Tage so fanatisch ringenden Menge eine ernste religiöse Sammlung herrsche. O nein! Man schwätzt, man lacht, man erzählt sich heitere Geschichten, man spricht von schönen Frauen, denn: La Mattina una Messetta, l'apodinar una Bassetta, la

sera una Donetta,*) sagt das Sprüchwort . . . . . man freut sich auf die bevorstehenden Feste . . . . . aber man drängt vorwärts nach dem Gnadenstuhle, als ob die dereinstige Seligkeit davon abhänge. Warum? . . . . es ist einmal Gebrauch und Sitte, und hundert Tage Ablaß im voraus ist immer dem leidenschaftlichen, sinnlichen Italiener angenehm und von Nutzen.

Auch diesmal — wie immer — ging es am grünen Donnerstage auf die beschriebene Weise in Rom und der Sankt Peterskirche zu. Jedermann wollte entweder seinen Ablaß gewinnen, den Papst in der sixtinischen Kapelle der Hochmesse assistiren, den Segen von der Loge der Peterskirche ertheilen, oder die Fußwaschung verrichten sehen. Da man aber vor dem unendlichen Gedränge unmöglich alle diese Feierlichkeiten mitmachen konnte, so mußte sich die Masse in verschiedene ungeheuere Strömungen zertheilen, die sich denn auch schon von dem frühesten Morgen an nach den Hauptpunkten, an welchen die Feierlichkeiten stattfinden sollten, ergossen.

Ein heller, sonniger Tag lag über der Erde und warf seine Strahlen über die unbeschreibliche Pracht der Peterskirche, von deren schwindelerregenden Höhe und Größe der Fremde sich erst allmälig eine Vorstellung zu bilden vermag. Willst du aber, der du Rom noch nicht gesehen,

*) Des Morgens pflegen wir Messen,
Musik nach dem Mittagessen,
Des Abends die Mädchen nicht zu vergessen.

einen Maßstab für die hier herrschenden Dimensionen, so wisse, daß der von Papst Urban VIII. erbaute Baldachin über dem Hochaltare die Höhe des Schlosses zu Berlin hat; .... willst du dir einen Begriff von der Pracht dieser Kirche machen, so erfahre: daß alle die kolossalen Bilder, welche den Prachtbau schmücken, nicht Gemälde, sondern nach diesen in Mosaik von Stein ausgeführt sind, um sie unvergänglich zu machen.

Die Transfiguration Raphaels, deren Original sich im Vatikan befindet, und alle jene Meisterwerke, welche die Altäre zieren, sind Mosaiken von ganz unschätzbarem Werthe.

Aber wie vermöchten wir denn überhaupt die Herrlichkeit dieses unermeßlichen Tempels zu beschreiben? — Mögen sie schlafen in ihren Grabmälern von Marmor und Erz, die unglücklichen Stuarts und jene unselige Königin von Schweden, die von den Kleinodien ihrer Krone nichts rettete, als ein Schwert, um ihren Geliebten zu morden; .... und jene schöne Freundin Gregors VII., jene berüchtigte Gräfin Mathildis, welche die Tiare so liebenswürdig als mächtig zu machen wußte. Mögen sie schlafen in ihren Gräbern von Marmor und Erz, diese Menge der Päpste, deren Denkmäler für das Schiff der riesigen Basilika jetzt ein schönerer Schmuck sind, als dies ihr Leben einst für den päpstlichen Stuhl war. Mag er irren der Schatten des großen Apostel-Fürsten um die sechsundneunzig Tag und Nacht brennenden Lampen der Gruft, in der sein Leichnam ruhen soll; .... mögen sie prangen,

alle die Statuen und herrlichen Altäre mit ihren unermeßlichen Schätzen, wir wollen es nicht versuchen, sie zu beschreiben!

Nur dem Menschenstrome folgen wir, der sich in bunten, lebendigen Wogen in die gigantischen Hallen ergießt.

Seht, da thront — an der rechten Seite des Schiffes — eine uralte Erzstatue des heiligen Petrus. Was an ihr vorbeiwogt, wirft sich nieder und küßt den Fuß, der bereits von den Millionen und Millionen Küssen der Gläubigen ganz abgenutzt ist.

Jetzt theilt sich ehrfurchtsvoll die Menge: ein Kardinal mit seinem Gefolge tritt ein. Auch er kniet nieder und küßt den Fuß des Apostels; aber ehe ihm sein Gefolge in dieser Ehrenbezeugung folgen kann, hat sich eine Masse Volkes über den Fuß gestürzt und drängt und ringt, wer ihn zuerst nach dem Kardinale zu küssen bekomme: als ob in der unmittelbaren Nachfolge in diesem Kusse noch ein besonderer Segen liege. Das augenblickliche Gedränge ist vorüber; jetzt können sich auch die Diener des Kardinals nähern; aber sie wischen, ehe sie sich zu dieser Devotion entschließen, erst mit ihren Tüchern vorsichtig den Fuß des heiligen Petrus ab. Auch sie verschwinden in der Menge und neue Menschenwogen wälzen sich nach.

„Laß uns eilen!" — sagte in diesem Momente ein wunderhübsches ganz junges Mädchen zu seiner gleich jugendlichen Begleiterin. — „Laß uns eilen, Veronica, die Menschenmenge wächst zusehends. Wenn wir nicht

jetzt noch einen Platz in Sala-Ducale erhalten, so sehen wir die Fußwaschung nicht."

„Aber, Giuditta!" — entgegnete die Angeredete erstaunt — „wollen wir denn den Segen des heiligen Vaters nicht empfangen?"

„Laß das bis zu Ostern," — versetzte Giuditta — „die Fußwaschung und Speisung ist viel unterhaltender."

„Aber, so küssen wir doch erst dem heiligen Petrus den Fuß?" — frug jene fast ängstlich weiter."

„Meinthalben!" — rief Giuditta heiter — „aber dann mache nur, daß wir vorwärts kommen!"

Und mit diesen Worten nahm sie die Gefährtin am Arme und zog sie energisch mit sich nach der Gegend fort, in welcher sich die Erzstatue des Apostel-Fürsten befand.

Giuditta war ein Kind von vierzehn Jahren, reizend wie eine frisch aufbrechende Rosenknospe. Es lag dabei etwas unendlich kräftiges und naturwüchsiges in ihr, und zu der schönen, vollkommen entwickelten, schlanken und doch kräftigen Gestalt, die getrost auf ein Alter von 16 Jahren hätte schließen lassen, paßten das offene Antlitz, der bräunliche, ächt italienische Teint und die schwarzen Feueraugen vortrefflich. Dabei war sie in jene malerische Tracht der römischen Bürgermädchen gekleidet, die dazu geschaffen scheint, jugendliche Erscheinungen in der ganzen Fülle ihrer Schönheit zu zeigen.

Ein Rock von leichtem Stoff und einem Blau, so tief wie der italienische Himmel selber, umschloß den wohlgebauten Körper; da das Leibchen nur den unteren Theil

von Rücken und Brust bedeckte, von da an aber nichts als das blendendweiße Hemde hoch über die Brust und den Rücken ging, wo es in feinen Falten gekräuselt zusammenlief, so stach dies Weiß, vereint mit dem der langen und weiten Hemdärmeln, köstlich von dem bräunlichen Teint des Halses und der Arme ab. Ein großer, den Hinterkopf rund einschließender Kamm, zierlich aus Silber gearbeitet — der Spicciatoro — hielt dabei die tief herabhängenden vollen schwarzen Haarflechten zusammen, während ein langer weißer Schleier das Haupt deckte und das reine Oval des blühenden Gesichtchens gar reizend und naiv unter dem Spitzenbesatze herausschauen ließ.

Es war in der That eine Lust, Giuditta, und ihre, fast ganz wie sie gekleidete, Gespielin anzusehen. Beide Mädchen erstrahlten in prächtiger Frische, leuchteten vor Jugend und Lebensfülle. Und diese Jugend und Lebensfülle gab sich denn auch in Allem kund: in dem muthwilligen Lächeln, das um ihren Mund spielte, in dem feurigen Aufblitzen ihrer schwarzen Augen und in der Raschheit und Energie ihrer Bewegungen. Das war ächt italienisches Blut! Wie mußte das einst stürmen in den beiden jugendlichen Herzen; welche gewaltige Leidenschaften schliefen wohl hier noch unter dem Frührothe der Jugend, wie das gewaltige Toben des Vesuv's unter lachenden Weinbergen und üppigen Olivenwäldern.

Und welch' ein Bild war es nun, diese beiden kräftigen Mädchen neben der ernsten, Jahrhunderte alten Erzstatue

des Apostels betend knien zu sehen — wahrhaftig des Pinsels eines Raphaels würdig!

Aber mit dem Beten schien es bei Giuditta gerade nicht so viel auf sich zu haben. Wohl liefen die Kügelchen des Rosenkranzes durch die rosigen Finger; wohl bewegten sich die frischrothen Lippen . . . . . aber die Gedanken waren sicher ganz wo anders und die schwarzen Aeuglein ruhten jetzt auf dem netten, feinen Knaben, der, an der Seite eines älteren Mannes — von der Menge geschoben — sich ebenfalls der Statue des heiligen Petrus nahte.

Es mußten beide Fremde sein, das sah man nicht nur auf den ersten Blick an ihrer Kleidung, man durfte es getrost auch aus dem Staunen schließen, welches sich in ihren schönen und edlen Zügen aussprach. Uebrigens trugen sie sich sehr elegant, und namentlich schien der Knabe, dessen Begleiter wohl sein Hofmeister war, irgend ein junger reisender Prinz, so fein und leicht erschien er in Manieren und Bewegungen.

Giuditta hatte dies alles unter dem Beten des Rosenkranzes bemerkt und zwischen dem Hersagen der Vater-Unser und Ave Maria ihrer Freundin in einzelnen Sätzen mitgetheilt.

„Cospetto di Bacco!“ — flüsterte sie dieser jetzt zu — „der kleine Prinz gefällt mir. Sieh nur die schönen Augen und die prächtige Stirne!“

„Und den hübschen kleinen Mund!“ — meinte Veronica.

„Und wie fein er gekleidet ist,“ — fuhr Giuditta

eifrig fort — „den Spitzen-Chapeau hält eine Busennadel deren Stein in allen Regenbogenfarben leuchtet.“

„Gerade wie der große Brillant in dem Kreuze des heiligen Vaters!“ — ergänzte Veronica.

„Mag er wohl ein Engländer sein?“

„Oder ein Franzose?“

Giuditta schüttelte mit ernster Miene ihr reizendes Köpfchen, betete ein Ave Maria und sagte — „wenn ich mir ihn recht ansehe, muß ich ihn für einen Deutschen halten.“

„Warum?“ — frug die Gefährtin.

„Sein Gesicht hat so etwas gutmüthiges!“ — versetzte Giuditta.

„Und haben das die Deutschen?“

„Ja, zumeist wenigstens. Du weißt wohl, ich kann darüber urtheilen,“ — fuhr Giuditta dabei fort, jetzt ihr Credo betend: — „Deum de Deo, lumen de lumine ..... denn da mein Vater päpstlicher Courier ist .... Deum verum de Deo vero ..... und wir ein großes Haus besitzen ..... genitum, non factum .... so werden oft vornehme Fremde bei uns eingewohnt .... consubstantialem patri ..... o! wir haben schon Gäste von allen Nationen gehabt .... perquem omnia facta sunt ..... und auf Morgen sind sogar wieder zwei Deutsche angesagt, ein Vater und sein Sohn ... qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis .... der ein Zauberer sein soll ..... et incarnatus est de spiritus sancto. ....“

„Ein Zauberer?“ — rief bestürzt Veronica.

„Ja! aber nur in der Musik“ — flüsterte Giuditta. — „Doch still, der Prinz und sein Hofmeister kommen heran .... wie fromm der Alte den Fuß des Heiligen küßt.“

„Der Prinz will es auch.“

„Aber er kann nicht, weil er zu klein ist, er reicht ja kaum an das Pietestal.“

„Und Niemand hilft ihm ... auch der Alte nicht ... weil er betet.“

„Ei!“ — rief Giuditta und ihre schönen schwarzen Augen sprühten Funken — „da muß ich dem Prinzen helfen!“

Und ehe Veronica sie zurückhalten konnte, war Giuditta aufgesprungen, hatte den hübschen Knaben umfaßt und hob ihn kräftig empor.*)

Der kleine Mann glaubte unzweifelhaft sein älterer Begleiter leiste ihm diesen Liebesdienst; er bückte sich also über den abgeküßten Fuß des erzernen Petrus, und drückte auch seinen Kuß darauf. Als er aber sanft niederglitt, kam es ihm vor, als fühle er weibliche Gewänder und Formen. Ueberrascht wandte er den Kopf .... und .... eine glühende Röthe übergoß sein Gesicht .... denn er schaute in das ebenfalls hocherröthende Antlitz eines wunderschönen Mädchens.

---

*) Nissen: Wolfgang A. Mozart's eigner Brief Nr. 9.

Aber es war nur ein Moment. Kaum hatte er die Erde berührt, war der Engel verschwunden und eine neue gewaltige Menschenwoge schob ihn und seinen Begleiter weit hinweg.

---

## Ein junger Prinz.

Die Sala Ducale nächst der Sixtinischen Kapelle, in welcher die heilige Handlung der Fußwaschung und der Speisung der Armen durch den Papst selbst vorgehen sollte, war zum Erdrücken gefüllt.

In dem ungeheuren, für die Zuschauer bestimmten Raume, stand das Volk bereits Kopf an Kopf. Eine dichte Reihe der päpstlichen Schweizergarde sperrte diese Masse von dem oberen etwas erhöhten Theile des Saales ab; doch war für die vornehmen Römer und Fremden, die Prinzen und die Gesandten auswärtiger Höfe auch noch innerhalb dieses Cordons Platz gelassen und die Schweizer hatten, wie immer, den Befehl erhalten, sämmtliche hohe Herrschaften einzulassen. Wirklich befand sich denn auch schon eine ansehnliche Menge von Herren und Damen in strahlenden Costümen, mit Orden und Bändern, Brillan=

ten und prächtigen Uniformen geschmückt hier versammelt. Da sah man die Prinzen Doria, Spolverini, Fieschi, Durazzi, den Fürsten und die Fürstin Borghese, die Prinzipessa Barbarini, die Grafen Emily, Allegri, Bocatelli, die Herzogin San Ferno, den französischen Gesandten, Herzog St. Aubin, den Prinzen Xaver von Sachsen, den Ducca di Bracciano, den Gesandten Englands, den Herzog von Newcastel, und noch viele andere hochgestellte Personen, die nicht nur Frömmigkeit, sondern auch die Absicht hierhergeführt: dem heiligen Vater durch ihre Gegenwart einen Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Zugleich gehörten ja alle diese Feierlichkeiten, sowohl für die hohen Herrschaften wie für das Volk, zu den angenehmsten und interessantesten Unterhaltungen im Jahre; und in der That mußte man diesen religiösen Schauspielen auch eine Großartigkeit zugestehen, wie man sie sonst nirgends wieder fand.

Die Spannung war also eine allgemeine, und jemehr der Zudrang wuchs, desto eifriger war Jedes bemüht, sich seinen mühsam errungenen Platz auf alle Weise zu sichern. Schon war fast keine Möglichkeit mehr vorhanden, bis zu den Schweizern vorzudringen, als sich zwei Fremde — ein älterer Mann und ein Knabe — mit aller nur erdenklichen Mühe durch die Menge zu arbeiten suchten. Die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Italiener gegen Fremde ist bekannt. Nie aber tritt sie schärfer hervor, als bei Gelegenheit ihrer Feste und religiösen Feierlichkeiten; denn da sie auf Beide stolz sind, und wissen, daß Tausende aus

weiter Ferne herbei eilen, diese zu sehen und zu bewundern, so setzen sie eine Ehre hinein, die Neugierde der ausländischen Besucher auch so viel als möglich zu befriedigen. Diese wohlmeinende Gesinnung kam denn auch den Beiden sehr zu statten, die hier mit Händen und Ellenbogen arbeiteten, um sich einen Weg nach dem Vordergrunde — wenigstens bis an den Cordon der Schweizer — zu bahnen; denn durch diesen zu dringen beabsichtigten sie keineswegs. Trotz manchen italienischen Kernfluches, den Rippenstöße und unwillkürliche Fußtritte hervorgerufen, machte man ihnen daher doch so viel als möglich Platz, und schon waren sie jetzt bis nahe zu den Schweizern gelangt, als plötzlich eine jugendliche Stimme im Tone der Ueberraschung rief: „Der junge Prinz!"

Es war Giuditta die mit ihrer Freundin hier ebenfalls einen Platz gewonnen, und der dieser Ausruf im freudigen Schrecken des so baldigen Wiedersehens unwillkürlich entschlüpft war. Jetzt freilich übergoß sie die Schaam mit Purpurröthe, und, hinter Veronica schlüpfend, verbarg sie sich wie ein schüchternes Reh vor dem Falkenauge seines Verfolgers.

Aber der Ruf: „Der junge Prinz!" war auch an die Ohren der hier postirten Schweizer gelangt, und da für sie das Wort Principe einen Befehl enthielt, so öffneten sie ehrerbietig die Reihe und stießen salutirend ihre Hellebarden auf den Boden.

Der ältere Mann wechselte rasch einen Blick mit dem Knaben, den dieser kühn-aufflammend zurückgab, und beide

schritten fest und mit nobler Miene durch die Wachen in den Kreis der Prinzen, Herzöge, Grafen und Marquis.*)

Kaum war dies geschehen, als die Ceremonie begann. Eine Seitenthüre öffnete sich, und, geführt von einem Bischofe, traten die zwölf aus verschiedenen Nationen gewählten ehrwürdigen Greise ein, welchen der Stellvertreter Christi — das Beispiel des Heilandes nachahmend — heute die Füße waschen sollte.

Alle zwölfe waren in lange weiße Kleider gehüllt. An den Füßen trugen sie Schuhe ohne Schnallen mit Bändern zugebunden, während die Strümpfe, die mit den Beinkleidern Ein Stück ausmachten, so eingerichtet waren, daß man sie über den Fuß hinaufziehen konnte, ohne das Bein entblößen zu müssen.

Nachdem sie sämmtlich eingetreten, nahmen sie schweigend auf einer Erhöhung von drei Stufen Platz.

Da mit einemmale öffnete sich die große Hauptthüre — eine allgemeine Bewegung durchflog den weiten Raum — — dann trat eine ehrfurchtsvolle Stille ein. Der heilige Vater nahte sich aus dem Innern des Vatikans.

Zuerst erschien der Weihbischof mit Gefolge, dann zeigten sich sämmtliche in Rom anwesende Cardinäle, jeder gefolgt von zwei Ehrencavalieren, einem Caplan und einem Schleppträger, der den Hermelinmantel vor dem Nach-

---

*) Historisch.

schleifen bewahrte. Es war eine großartige, imponirende Versammlung, diese zwanzig Kirchenfürsten, deren stolzen Mienen man es ansah, daß sie sich den Königen der Erde gleichachteten. Wie Könige erschienen sie und wie Könige auf ihren Thronen, nahmen sie jetzt Platz auf ihren, in einem weiten Halbkreise aufgestellten vergoldeten Sesseln.

Da nahte sich die päpstliche Nobelgarde — die Ehrenbedeckung seiner Heiligkeit — von der jeder Einzelne Cavalier und Edelmann ist, und in ihrer Mitte erschien, gefolgt von Schaaren von Geistlichen, in einem prachtvollen Lehnstuhle auf den Schultern getragen, überragt von einem kostbaren Baldachin, zu beiden Seiten die Träger der ungeheuren Fächer aus weißen Pfauenfedern, voran das aus Edelsteinen und Diamanten mit unübertrefflicher Kunst gearbeitete Kreuz ..... der Papst.

Clemens XIV. — der edle Freund Winkelmanns, der vortreffliche Mensch, der beste der Päpste, aber der entschiedene Gegner der Jesuiten — sah fast traurig und niedergeschlagen vor sich hin. Er mochte den Widerspruch fühlen, der in einem solch', über die Maßen pomphaften Aufzuge und dem einst so bescheidenen Auftreten des Menschen lag, für dessen Stellvertreter er hier galt. Ueber dem weißen Gewande trug er einen rothen Sammetmantel, und auf dem Haupt die weiße goldgesäumte Bischofsmütze. Als ihn die Träger niedergesetzt, und vier Ehrencavaliere ihm beim Aussteigen die Hände geboten, reckte er die seinen segnend aus, und wie mit einem Zauberschlage lag die ganze Versammlung auf den Knieen — die Cardinäle aus-

genommen, die nur aufgestanden waren und sich jetzt tief verbeugten.

Der Moment war groß, weil Jeden die in ihm liegende Idee mit magischer Gewalt erfaßte: — — die Idee der unerreichbaren, unfaßlichen Größe und Erhabenheit des Ewigen, vor der jede Creatur in den Staub sinkt.

Und wie mit Engelszungen erschallte es:

„Benedictus — — benedictus, qui venit in nomine Domini!“*)

Als die Töne langsam und sanft verklungen und die Versammlung sich erhoben, traten sieben Bischöfe vor, den Papst seiner irdischen Herrlichkeit entkleiden zu helfen.

Sofort legte denn auch Clemens XIV. seinen ganzen pontificalen Ornat und seine Mitra ab, um, lediglich in einen weißen Talar gehüllt, die Fußwaschung, in Begleitung zweier Cardinäle und seiner Haußkapläne, zu beginnen.

Da tönte es wieder in sanften Tönen:

„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis! Dona nobis pacem!“**)

Und die Greise entblößten den rechten Fuß, und während einer der Cardinäle aus einer goldnen Kanne Wasser in das goldene Becken goß, das der andere Cardinal unterhielt, träufelte der Papst einige Tropfen auf den Fuß eines

---

*) Gelobt sei der, der da kommt in dem Namen des Herrn!

**) Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, erbarme Dich unser! Verleih uns Frieden!

Jeden und trocknete ihn mit einem feinen weißem Tuche ab. Dann wurde jedem der Greise ein Blumenstrauß von weißen Blumen und ein Päckchen mit einigen Goldstücken überreicht, worauf sie sich zu Tische begaben und der heilige Vater sie in eigener Person bediente.

Gewöhnlich geschieht dies nur formel, beim ersten Gericht und mit dem ersten Glas rothen Wein. Clemens XIV. that es während des ganzen Essens und die Leutseligkeit, mit der er es that und die fast schmerzliche Milde, die sich dabei in seinen Zügen ausdrückte, bewiesen, daß ihm diese Art der Demuth und ächt-christlichen Bescheidenheit kein leeres Spiel, kein vages Ceremoniel sei, sondern daß er dabei fühle und ihm die Sache von Herzen gehe. Ein Hauch der Schwermuth umflorte dabei sein edles Antlitz, als ob die Flügel des Todes es jetzt schon berührt.*)

Unterdessen waren auch die Cardinäle zu der für sie bestimmten Tafel gegangen und hatten — nachdem sich der heilige Vater zurückgezogen — Platz auf ihren kostbaren Sesseln genommen. Da aber mit dem Papste auch die Nobelgarde verschwunden und die Schweizer ihren Kreis enger gezogen hatten, so daß das Volk näher hinzutreten konnte, wurden die innerhalb der Wachen befindlichen Prinzen, Fürsten, Grafen u. s. w. der Cardinals-Tafel so nahe gedrängt, daß sie zum Theil zwischen die Sessel der Emi-

---

*) Clemens XIV. starb bekannterweise wenige Jahre später, in Folge der Aufhebung des Jesuitenordens, an Gift.

nenzen zu stehen kamen. An ein Zueinanderhalten war dabei nicht zu denken, und so wurde auch jener hübsche Knabe, den Giuditta's Scharfblick sogleich als einen jungen deutschen Prinzen erkannt hatte, von seinem ältern Begleiter getrennt und von dem Gedränge zwischen die Sessel der Kardinäle Pallavicini und Gazzola geschoben.

Pallavicini bemerkte ihn bald, und da ihm der geniale Ausdruck des augenscheinlich fremden jungen Mannes nicht entging, bog er sich zu dem hinter ihm stehenden Prinzen Doria und frug ihn leise: Wer der Knabe sei?

„Bedaure, Eminenz nicht dienen zu können!" — erwiederte dieser, — „Niemand hier kennt ihn."

„Er scheint ein Deutscher zu sein?" — bemerkte Pallavicini weiter.

„Ohne Zweifel," — sagte Fürst Borghese, der neben dem Prinzen Doria stand, — „denn er unterhielt sich in dieser barbarischen Sprache mit seinem Hofmeister."

„Und wissen auch Sie nicht, wer er ist? Ich interessire mich für die nette Erscheinung."

Fürst Borghese zuckte mit den Achseln:

„Einige wollen wissen; er sei ein deutscher Cavalier, Andere behaupten er sei ein deutscher Prinz."*)

„Nun," — sagte der Kardinal, — „das wollen wir

---

*) Historisch. Nissen: Seite 191. Vater Mozarts Brief Nr. 74. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 200.

bald wissen, man muß nur an die rechte Quelle gehen!" — Und sich mit freundlicher Miene zu dem Besprochenen wendend, frug er auf schlecht deutsch:

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir im Vertrauen zu sagen, wer sie sind?"

Der Gefragte lächelte; denn da er fast eben so gut italienisch als deutsch sprach, hatte er die ganze Unterhaltung gehört und verstanden.

Aber dies Lächeln war so fein und schlau, daß es seinen Zügen nur einen noch geistigern Ausdruck gab, als er mit einer leichten und gefälligen Verneigung in italienischer Sprache sagte:

„Eminenz zu dienen: ich bin der hochfürstlich Salzburgische Conzertmeister Amadeus Mozart!"

Die Stirne des Prinzen Daria und des Fürsten Borghese legten sich bei diesen Worten in düstere Falten, des Kardinals Gesicht aber verklärte sich vor Freude:

„Amadeus Mozart!" — wiederholte er so laut, daß die ganze Umgebung es hörte. — „Ei! so sind Sie der berühmte Knabe, von dem mir so Vieles geschrieben worden ist?"

„Und Sie," — entgegnete Amadeus, — „sind wohl Kardinal Pallavicini?"

„Der bin ich!" — versetzte die Eminenz erstaunt. — „Warum? und woran erkennen Sie mich?"

„An der Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder, dem Feldmarschall Grafen Pallavicini zu Bologna, von dem

wir Empfehlungsbriefe an Eure Eminenz haben. Wir waren bereit sie dieser Tage abzugeben."*)

„O das ist schön!" — rief der lebenslustige Priester, der zugleich ein großer Verehrer der Musik war. — „Ich freue mich herzlich auf Ihren Besuch!" — und damit reichte er Amadeus seine Hand zum Kusse, die der Knabe aber nur auf ächt deutsche Weise wie einem Freunde drückte und schüttelte.

Pallavicini lachte über diese Verwechslung. Dann sagte er:

„Wie alt sind Sie jetzt?"

„Vierzehn Jahre!" — entgegnete Mozart.

„Vierzehn Jahre!" — wiederholte der Kardinal, indem er sich zu dem Prinzen Doria und dem Fürsten Borghese wandte — „und Conzertmeister und Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft zu Bologna! Mein Sohn, das will viel heißen. Und wie schön Sie italienisch sprechen. Aber"... setzte die Eminenz hinzu.... „Ick kan auk ein benig deutsch sprekken!"**)

Eine Anrede des Kardinals Gazzola, die Pallavicini in Anspruch nahm, unterbrach auf Minuten das Gespräch mit dem jungen Musiker. Während dessen hatten sich aber auch die beiden Fürsten mit dem kleinen kecken Eindringling versöhnt; denn die Kunst hat in Italien — mehr als in irgend einem andern Lande — einen Freibrief, der, bei den Gebildeten, meist so viel als ein Adelsbrief gilt.

---

*) Die ganze Unterredung ist dem Wortlaut nach geschichtlich.

**) Historisch.

„Nun!“ — sagte daher jetzt Fürst Borghese, — „da Sie ein so ausgezeichneter Musiker sind, freuen Sie sich gewiß auch recht auf das weltberühmte Miserere des Allegri, das, wie Sie wohl wissen, heute Abend in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird.“

„O gewiß!“ — rief mit leuchtenden Augen Amadeus. — „Ich habe schon so viel davon sprechen hören, daß gerade dieses Miserere ein Hauptgrund war, warum ich mich so sehr nach Italien und Rom sehnte!“

„Es ist das Größte, was die Kirchenmusik kennt!“ — versetzte Prinz Doria stolz. — „Es ist daher den Musikern und Sängern der Kapelle seiner Heiligkeit bei Strafe der Excommunication verboten, auch nur eine Stimme davon aus der Kapelle wegzutragen, zu copiren oder Jemanden zu geben.“

„Und dadurch,“ — fuhr Fürst Borghese fort, — „ist Rom allein die Stadt, wo man dasselben hören kann.“

Wolfgang antwortete nicht; aber es ging ihm sichtlich ein großer Gedanke durch den Kopf.

Die Kardinäle standen jetzt auf, — denn auch diese Tafel war eigentlich nur zum Schein und um des Volkes Willen abgehalten worden, und Alles bereitete sich zum Weggehen, da Jedes nach einer Stunde der Ruhe und der körperlichen Stärkung verlangte, um sich dann zu den Lamentationen und dem Miserere zu begeben.

Auch Kardinal Pallavicini hatte sich erhoben: noch einmal wandte er sich mit auffallender Freundlichkeit Amadeus zu:

„Nun, mein Herr," — sagte er — „wenn Sie auch kein deutscher Prinz sind, wie man hier glaubte, so werden Sie doch sicher einst ein König im Reich der Töne sein. Ich darf Sie also, im Namen der hier anwesenden hohen Gesellschaft, mit der Versicherung entlassen, daß Rom sich Ihrer Ankunft freut. Ich selbst erwarte Sie gleich nach den Feiertagen und verspreche Ihnen eine mindestens ebenso freundliche Aufnahme, als sie bei meinem Bruder fanden."

Und mit diesen Worten reichte ihm seine Eminenz noch einmal die Hand, die Wolfgang — dem Beispiele seiner Umgebung folgend — jetzt küßte; worauf der Kardinal das Baret vom Haupte nahm, — eine Ehrenbezeugung die von den Kirchenfürsten sonst nur Königen und Prinzen zugestanden wird — und ihn mit einem höflichen Complimente entließ.*)

Die Hellebarden der Schweizer klirrten auf dem Boden, und der „junge Prinz," der zukünftige König der Töne, schritt freudig durch die Reihen der Wache.

*) Historisch.

## Das Miserere.

Wolfgang Amadeus hatte in der kurzen Zeit, die ihm und dem Vater zur Erholung gegönnt war — denn sie mußten eilen, um in der Sixtinischen Capelle Platz zu bekommen — fast nichts genossen. Der Knabe war heute aufgeregter, als bisher jemals in seinem Leben. Stand doch die Stunde vor ihm, nach der er sich schon seit zwei Jahren gesehnt, — gesehnt, mit aller Kraft seiner Seele, — gesehnt, seitdem er die großen alten Meister der Kirchenmusik kennen gelernt.

Mit Palestrina war ihm eigentlich erst bewußt geworden, was Musik heißt!

O wie schön, wie erhaben, wie göttlich waren die einfachen Tonstücke dieses großen Meisters, die er als Missa Papae Marcelli einst dem heiligen Vater überreicht, und die im Santa Maria maggiore die gesammte Kirchenmusik

vom Untergange retteten. „Ja!" — hatte schon damals, als er dieser Tonschöpfungen ansichtig wurde, der Knabe Amadeus gerufen: — „Ja! diese Musik stammt nicht von der Erde: sie ist dem Himmel entnommen!" — Und heute, heute! sollte er die große mysteriöse Schöpfung Allegris, das große Meisterwerk dieser alt-ehrwürdigen Musik hören — jener Musiker, den feierliche Klänge in gleichen Intervallen wie Gottes Stimme tönen!

Da sind keine — oder fast keine — jener verbindenden Accorde, um vermittelst derselben eine Causalität und eine Abhängigkeit zwischen den großen Offenbarungen des Absoluten zu Wege zu bringen; keine jener üppigen oder pathetischen Dissonanzen — das Bild unserer Glückseligkeit eines Augenblickes, unserer vorübergehenden, weichen oder aufgeregten Stimmung; kein Rhythmus, der dem Fluge der Zeit folgt, nach den Pulsationen eines sterblichen Herzens gemessen; mit einem Worte, nichts, was einen weltlichen Gedanken erweckte und die Sprache fleischlicher Leidenschaften spräche. Das ist eine Kirchenmusik, wie nie Jemand eine wahrhaftere componirte. Sie enthält durchaus keine profane Beimischung, sie ist von einer ewigen Schönheit, weil sie auf etwas Unwandelbarem, so zu sagen auf der elementaren Verwendung des Accordes ruht; sie ist antique, und das ist einer ihrer kostbarsten Vorzüge, weil ihre Antiquität kein Alter kennt,*) und sie so — in ihrer ungeheuren Einfachheit, und impo-

*) Siehe Oulibicheff über Palestrina II. Thl. S. 88 — 90.

nirenden Größe — mächtig zu der Verehrung beiträgt, die in jeder edlen Seele für das Heilige glüht!

Nur ein Mensch, der ganz und gar in der Musik lebt, .... der ganz und gar Musik ist: in seinem Leben und Weben, Dichten und Trachten, Denken und Fühlen, Wollen und Sehnen, wie Mozart — in jenem kindlichen Alter zum Theil noch unbewußt, in späteren Jahren mit dem vollen Bewußtsein unerreichter Genialität — nur ein solcher ganz eigen organisirter Mensch, konnte einer Stimmung fähig sein, wie diejenige war, in der sich Amadeus jetzt befand. Sie ist daher so exceptionel, daß sie nicht beschrieben, sondern nur geahnt werden kann: ähnlich der Stimmung des Kindes vor der noch verschlossenen Thüre, hinter welcher sich die Herrlichkeit des Weihnachtsbaumes birgt; — ähnlich der Stimmung der aufkeimenden Rose, über die, in schwüler Sommernacht, der erste Hauch eines Gewitters fährt; — ähnlich der Stimmung, die — unaussprechlich selig und doch süß beklemmend — der Geliebten Herz durchzittert, wenn der Geliebte den ersten Kuß als Gatte in der Brautnacht auf ihre Lippen drückt.

Wohl war der alte praktische Capellmeister, der doch gewiß als ein begeisterter Freund der Musik gelten konnte, auch auf das Höchste gespannt, jenes wundervoll von dem päpstlichen Stuhle so argwöhnisch geheimgehaltene Miserere zu hören; — wohl war auch er durch diese Erwartung und alles, was er heute gesehen, gehört und erlebt hatte, aufgeregt ... aber dennoch theilte er die fieberhafte Stimmung Wolfgangs nicht.

Indessen wagte er doch nicht den Knaben darüber zu besprechen oder zu tadeln, .... der Vater ahnte ja bereits instinktmäßig die in seinem Sohne schlummernde Größe. Auch verkündete ihm Wolfgangs auffallende und ganz ungewöhnliche Schweigsamkeit, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Innern vorgehe. Auf Großes gefaßt, ließ er daher, als kluger Mann, dem inneren Brüten und Schaffen des jungen Genies völlig freien Spielraum.

So traten sie in die Sixtinische Kapelle. Aber! .... welch' ein Anblick! Die Welt hat ihn nur einmal! .... Siebenhundert fünfunddreißig brennende Wachslichter erhellten den ungeheuren, mit Menschen schon angefüllten Raum; — dreihundert und neunundvierzig flammten allein auf und an dem Hochaltare .... fünfzehn armsdicke gelbe Kerzen leuchteten, wie Sterne erster Größe, von dem riesigen Kandelaber mit fünfzehn Armen, der Mitten im hohen Chore, wie ein Riese aus Erz stand.

Und welche schönen, imponirenden Verhältnisse des Baues! Die gewölbte Decke, die sich, wie die Kuppel des Himmels über den ungeheuren Raum spannt. Die Wände von alten Florentinern in Fresco gemalt. Dem Eingange gegenüber, an der hinteren Wand: Michel Angelos weltberühmtes jüngstes Gericht.

Wolfgang Amadeus, leise zitternd, vor Erregung, stand erschüttert: Sein ächtes Künstlergemüth, seine weiche empfängliche Seele, seine — der katholischen Kirche angehörige Religionsanschauung, — seine glühende Phantasie .... alles, alles dies erfaßte die furchtbar große meisterhafte

Darstellung des furchtbar großen Gedankens mit unwiderstehlicher Gewalt.

Jeder Heilige stand, riesig und groß, wie ein Titane, vor seinen Blicken; das Entsetzen aber, die Qual und die Verzweiflung der Verdammten erfüllte seine Seele mit beklemmender Furcht. — — Er schaute und schaute — und die Farben wurden Töne — — furchtbar-gewaltige Töne: Jubelhymnen und Schmerzensschreie; — ein Aufjauchzen der Erwählten und ein Mark und Bein zerreißendes Wehegeheul der Verdammten.

Plötzlich sah der Vater seinen Wolfgang erblassen. Erschrocken bog er sich zu ihm nieder und frug, was ihm fehle; aber Amadeus schüttelte nur den Kopf und wandte sich von dem entsetzlich erhabenen Gemälde ab.

Da mit einem Male trat die Geistlichkeit ein und fast in demselben Momente erlöschten — wie durch Zauber — alle die zahllosen Lichter .... bis auf jene fünfzehn riesige Kerzen auf den fünfzehn Armen des Kandelabers, .... die ganze sixtinische Capelle lag in fast gespensterischem Dunkel. Und nun begann, von 32 Sängern — unter welchen sich der berühmte Christofori befand — mit vollendeter Kunst ohne Begleitung von Instrumenten vorgetragen, das Matutino delle tenebre. Es besteht diese großartige Schöpfung aus 15 Psalmen und einigen Gebeten, und beschließt mit dem Miserere.

Todtenstille herrschte ringsumher. Und wie nach jedem vollendeten Psalme eines der fünfzehn Lichter auf dem fünzehnarmigen Leuchter erlosch, und die Kirche

immer dunkler und dunkler, und der Gesang immer inniger und tiefer und schmerzlicher wurde, da war es, als ob die Klagen einer zum Tode verwundeten Nachtigall zum Himmel emporstiegen; — da war es, als ob diese Töne auf ihren unsichtbaren Schwingen den Schmerz der ganzen Menschheit über das Leiden des größten und edelsten ihrer Söhne hinauftrügen vor den Thron des ewigen Allgeistes!

Und heiße Thränen löſten sich bei diesen Klängen von den Herzen der Hörer und sie vergaßen, daß sie Staubgeborne seien, in einer staubgebornen Welt.

Und als nun der fünfzehnte Psalm vollendet und das fünfzehnte und letzte Licht erloschen war, und über der ganzen weiten sixtinischen Capelle Grabesfinsterniß ruhte, da hob das Miserere an.

Der Eindruck war unbeschreiblich. Wolfgang Amadeus sah nichts mehr, er fühlte nichts mehr körperlich, er athmete fast nicht mehr .... er war nur Ohr, sein Dasein nur ein geistiges!

Das konnten ja keine menschlichen Stimmen sein, die da sangen; .... das waren Chöre der Seligen, .... Melodien, deren unendliche Einfachheit und Reinheit dem Himmel entstammten. Das war Musik im Strahlenkranze heiliger Unsterblichkeit! *)

Und wie Wolfgang hörte und hörte, da überlief es ihn heiß mit Entzücken und fröstelte ihn wieder bis in die Tiefe seiner Seele, wenn die musikalischen Zahlenverhältnisse und die mystischen Regeln des Contrapunktes, wie ein

*) Jahn: I. Theil. 2. Buch. S. 200. Anmerkung 7.

Zucken des Blitzes seinem Geiste sich einprägten. Das in Tönen offenbarte Geheimniß der Ewigkeit und Unendlichkeit lag vor ihm aufgedeckt — — aber es erfüllte ihn mit geheimnißvollen Schauern, mit innerem Grausen!

Das Miserere war längst verstummt, . . . — Amadeus stand unbeweglich. . . Ein ungeheures Kreuz, von Hunderten von Lichtern erhellt, war plötzlich von der Kuppel der Kirche herabgeschwebt und hatte die Finsterniß des Grabes mit einem Lichtmeer überwältigt . . . . . Es war ein zauberhafter Effect. Amadeus bemerkte es nicht, . . . er stand unbeweglich. Die ungeheure Menschenmenge hatte sich verlaufen, nur wenige Nachzügler gingen bedächtig den Ausgängen zu. . . . Amadeus bemerkte es nicht . . . . er stand noch immer unbeweglich.

Da neigte sich der Vater, der in der That anfing besorgt zu werden, liebevoll zu dem Sohne, und flüsterte ihm zu.

„Wolfgang! es ist Zeit, daß wir gehen!"

Wolfgang fuhr zusammen. Er war wie aus einem Traume erwacht — und starrte den Vater groß an. Dann fuhr er sich mit der Hand über Stirne und Augen, sah sich um . . . . als wolle er sich erinnern, wo er sei, und was sich hier zugetragen, . . . . nickte und folgte dem Vater schweigend.

Kein Wort kam auf dem ganzen Wege über seine Zunge; auch der Vater schwieg beklommen und war froh, als Amadeus zu Hause in das gemeinsame Bett eilte. Kaum aber war der Alte an Wolfgangs Seite ent-

schlafen, als der Sohn leise aufstand, die Lampe anzündete und Notenpapier zurechtlegte. Dann ging er, und öffnete eines der Fenster.

Da lag es zu seinen Füßen, das ewige Rom, — das ungeheure Grabmal vieler Jahrtausende, das Mausoleum einer halben Weltgeschichte, und eine göttlich schöne Nacht breitete das Leichentuch des Mondlichtes über es aus.

In mäßiger Entfernung aber erhoben sich die Triumphbogen des Septimius Severus, des Titus und des Konstantin, geschmückt mit den stolzen Inschriften, die diese siegreichen Kaiser zu Göttern erheben. „Die gefangenen Sclaven, die schmerzdurchwühlten, schweigend-duldenden Barbarenkönige, die unglücklichen vertriebenen Juden, die Zierrathen ihres zu Jerusalem zerstörten Tempels, den siebenarmigen Leuchter und Tisch der Schaubrode tragend, sie Alle blickten noch von diesen Denkmalen hernieder in jener Demüthigung in der die Hand des Künstlers sie festbannte zu ewigem Bestehen.

Und — — wie dort — — weiter hinaus — die Säulen des Concordientempels, die schönen Trümmer der Kaiserpaläste, in ernster Majestät emporragen. Sie standen schweigend in der schweigenden Nacht, und doch forderten sie, die den Stürmen von Jahrtausenden trotzend, Kunde gaben von dem starken Wollen der Vergangenheit — mit gewaltiger Beredsamkeit auf: gleichfalls Großes, gleichfalls Gewaltiges zu leisten!

Amadeus durchzuckte es wie mit Flammen. Noch einen Blick warf er auf die Zeichen ewiger Größe, noch

einmal schaute er nach dem prachtvollen Nachthimmel empor, dann schloß er rasch das Fenster und ging an den Tisch mit dem Notenpapier.

Als die Sonne des kommenden Tages die Erde begrüßte, warf sie ihre ersten Strahlen über einen Knaben, der aus Müdigkeit und Erschöpfung entschlummert war. Aber... sie vergoldete auch beschriebene Notenblätter, die neben dem jungen Schläfer lagen und auf diesen Notenblättern stand.... **das Miserere von Allegri**!

Der vierzehnjährige **Wolfgang Amadeus Mozart** hatte das Ungeheure, das Unbegreifliche, das Unglaubliche geleistet..... er hatte jenes, so eifersüchtig, bei Strafe der Excommunication geheimgehaltene Meisterwerk — — er hatte das gestern zum erstenmale gehörte Miserere von Allegri **aus der Erinnerung fehlerfrei nachgeschrieben**.*)

---

*) Alexander Oulibicheff, Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg sagt in seinem bekannten Werke über Mozart, in Beziehung auf dies merkwürdige Ereigniß: „Er schrieb das Miserere von Allegri aus dem Gedächtnisse, nachdem er es nur einmal am Gründonnerstag, dem Tage seiner Ankunft gehört hatte. Am Charfreitag wurde das Werk wiederholt. Mozart nahm sein Manuscript unter den Hut und notirte unter demselben heimlich, was noch fehlte, um die Copie so genau als möglich zu machen. Als, viele Jahre nachher, dieselbe mit der authentischen Copie verglichen wurde, die sich Burney von dem Capellmeister Santarelli zu verschaffen wußte, so soll, nach Aussage des Ersteren, auch keine Note gefehlt haben.

Obgleich diese Erzählung — fährt Oulibicheff fort — schon lange und sehr allgemein bekannt ist, so schien mir dieselbe doch so unglaub-

lich, daß ich sie lange Zeit, ich gestehe es, nur als eine hyperbolische Ausschmückung der Geschichte Mozart's betrachtet habe, weil ich wohl weiß, wie gern man da noch zu steigern pflegt, wo bereits der Anschein des Wunderbaren vorliegt. Das Werk des Herrn v. Nissen hat mich aber von der Wirklichkeit der Thatsache überzeugt, weil sie darin in einem Briefe L. Mozart's an seine Frau berichtet wird. Ich habe meine Meinung nicht leichthin aufgegeben u. s. w.

Wenige Tage später spielte Wolfgang das Miserere dem berühmten Kastraden Christofori, der es einige Tage vorher in der Kirche gesungen, Note für Note vor. Christofori wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen, was derjenige begreiflich finden wird, der es weiß, welch' ganz andere Schwierigkeiten, die im alten Kirchenstyl geschriebene Musik Allegri's darbietet, als jede andere Composition. — — —

Jahn: I. Theil. 2. Buch. S. 199.

# Giuditta.

Welch ein freudiger Morgen folgte aber dem so bewegten Tage! Vater und Sohn waren glücklich; — Vater und Sohn waren in einer Stimmung, daß sie die ganze Welt hätten umarmen können!

Jetzt war Wolfgang wieder er selbst: der heitere, geniale, immer lustige junge Mensch; — ein Kind nach der äußeren Seite des Lebens hin, ein gereifter Mann in allem was Musik und musikalisches Leben betrifft. Von der gestrigen großartig-gehobenen, fast beängstigenden Spannung, war keine Spur zurückgeblieben. Sie hatte sich in einer That concentrirt und manifestirt, — man könnte sagen, wie ein segenbringendes Gewitter entladen — und nun strahlte wieder der Himmel im reinsten Blau.

Er war voll Tollheiten und ausgelassen wie nie, als

daher der Vater in seiner Seelenfreude nach Salzburg an die Mutter über ihre Ankunft in Rom und das Wunder mit dem Miserere geschrieben, setzte er noch folgende Zeilen als närrische Nachschrift daran:

„Ich bin, Gott Lob und Dank! nebst meiner miserablen Feder gesund und küsse Mama und Nannerl tausendmal. Ich wünschte nur, daß meine Schwester zu Rom wäre, denn ihr würde diese Stadt gewiß wohlgefallen. Die Peterskirche ist herrlich und Alles ist herrlich hier. Die schönsten Blumen tragen sie jetzt vorbei; den Augenblick sagte es mir der Papa. Ich bin ein Narr, das ist bekannt, O ich habe eine Noth. In unserem Quartier ist nur ein Bett. Das kann die Mama sich leicht einbilden, daß ich bei dem Papa keine Ruhe habe. Ich freue mich auf das neue Quartier. Jetzt habe ich just den heiligen Petrus mit dem Schlüsselamt, den heiligen Paulus mit dem Schwert, und den heiligen Lukas mit meiner Schwester ꝛc. abgezeichnet — — Ich habe auch die Ehre gehabt, des heiligen Petrus Fuß zu St. Pietro zu küssen, und weil ich das Unglück habe, so klein zu sein, so hat man mich als den nämlichen alten

Wolfgang Mozart

hinauf gehoben.“ *)

„Das ist wieder rechter Unsinn!“ — sagte der Vater lächelnd, als er die flüchtig hingeworfenen Zeilen über=

*) Wörtlich getreue Nachschrift des Briefes vom 14. April 1770. Nissen: S. 193.

flogen. — „Man sollte nicht glauben, daß dies Kauderwelsch derselbe Mensch geschrieben habe, der heute Nacht . . . .“

„Ich bitte dich Papa!“ — rief Wolfgang in komischem Pathos und schlang seine Arme so fest um des Capellmeisters Hals, daß dieser fast erstickte: —

„Ich bitte dich, nichts von gestern Abend und heute Nacht. Wir leben am Morgen, und der Morgen ist so schön — und — Unsinn treiben ist auch schön. Ich muß manchmal ausschlagen, und wenn ich die Nannerl hier hätte, so würde ich sie küssen wie toll und würde die tollsten Streiche mit ihr machen. Aber eines Papa ist in meinem schönen Briefe wahr: ich sehne mich nach einem neuen Quartier!“

„Nun,“ — versetzte der Vater — „das wird auch nicht auf sich warten lassen. Man erwartet uns ja schon, in Folge der freundlichen Fürsorge unseres edlen Gönners Farinelli, im Hause des päpstlichen Couriers Uslinghi. Denn hier, weist du, stiegen wir ja nur für einen Tag und eine Nacht ab, um bei unserer Ankunft unbekannt und ungenirt zu sein.

„O!“ — rief Wolfgang — „dann laß uns eilen, das neue Logie zu beziehen!“

Der Vater willigte gern ein. Er schloß seinen Brief packte ihre Effecten zusammen, regelte die kleine Rechnung, und begab sich mit Amadeus auf den Weg, das Gepäcke der Besorgung des Wirthes überlassend, der — als er hörte, daß sie bei dem päpstlichen Courier Uslinghi

wohnen würden — einen gewaltigen Respekt vor den beiden Deutschen bekam; denn bei Uslinghi logirten stets nur dem päpstlichen Hofe nahestehende Personen.

So erreichten sie denn auch, mit Hülfe eines Führers, bald das gedachte Haus, das ein ganz anständigen und freundliches Aeußere hatte. Da die Thüre offen stand, traten sie ungenirt ein, und gelangten durch einen kühlen Gang in einen noch kühleren, von steinernen Bogengängen umgebenen, Hof. Mächtige Weinstöcke umrangten hier die Pfeiler und Bogen und senkten leicht und gefällig einzelne Zweige herab, mit welchen der Wind leise spielte; während die kräftige Wassersäule, die in der Mitte des Raumes aus einem halb zerfallenen antiken Marmorbecken sprang, das Ganze durch ein behagliches Plätschern belebte.

Auf dem Rande des Springbrunnens aber saß eine Frau in der Tracht der römischen Bürgerrinnen, die Spindel in der Hand, und spann. Als sie die Eintretenden gewahrte, stand sie rasch auf, und ging ihnen rüstigen Schrittes entgegen, als ob es Bekannte wären, indem sie, zu Vater Mozart gewandt freudig ausrief:

„Alle Heiligen zum Gruße! denn ich müßte mich sehr irren, wenn Ihr nicht Monsignore Mozart sein solltet, den mir, sammt dem kleinen maestro illustrissimo, Signor Farinelli so warm empfohlen hat."

„Capellmeister Mozart bin ich allerdings!" — entgegnete nach seiner schlichten deutschen Weise der Angeredete — „und das da, ist auch mein Sohn, der Concertmeister; aber, liebe Frau, wir sind weder Prinzen, wie

man hier geglaubt hat, noch Monsignore, noch illustrissimo.“

„Ei was!“ — rief jene lachend — „das ist einmal bei uns so Art und Sitte! In Rom heißt es: Al Gato del Papa si dice Monsignore! (Der Kater des Papstes heißt gnädiger Herr). So ein Bischen Uebertreibung findet Ihr überall. Waren hundert Menschen bei einem Zusammenlaufe, und es wird davon erzählt, so waren es zehntausend! ... spricht man Euch, als Musiker, von einem Concertsaal, so ist das l'Anticamera del Paradiso! (ein Vorzimmer des Paradieses); ... jedes Haus, das zwei Fenster mehr hat, als ein ganz gewöhnliches, ist hier ein Pallazzo, und jeder alte Stein miraviglie! (wunderbar.) O! Ihr werdet in Rom der Wunder gar viele erleben: ein Principe oder Marchese von dreitausend Scuti Einkommen spricht von seinem Corté! (Hofe) und manche Donna im größten Staate und einen Bedienten hinter sich, hat oft nur ein Hemde! Hier ist Alles Schwindel, mein Bester!“

„Mich freut Ihre Offenheit, liebe Frau!“ — versetzte Vater Mozart heiter. — „Mit offenen Menschen kommt man immer am besten zurecht. Da Sie indessen errathen haben, wer wir sind, wollen wir nun auch das gleiche von Ihnen thun: Sie sind wohl die Gattin des päpstlichen Couriers Uslinghi?“

„Ja, die bin ich!“ — sagte die Frau mit nicht geringem Stolze — „und da sich mein Mann in Geschäften des heiligen Vaters in Portugal befindet, und nur ich und

mein Töchterchen hier sind, so sollt ihr Herr des Hauses sein, und wir wollen Euch und den kleinen Maestro auf den Händen tragen! Und gewiß!" — setzte sie in einem Erguß hinzu, der wie ein Bergstrom nach einem Gewitter immer mehr anschwoll — „es wird Euch bei uns gefallen. Herrscht auch in Rom, wie ich vorhin sagte, viel Schwindel, so ist und bleibt doch Rom die erste Stadt der Welt. Ich selbst bin zwar nie aus Rom hinausgekommen, aber Uslinghi hat mir es tausendmal gesagt, .... und der hat die Welt gesehen, wie Keiner! Und wißt Ihr, Excellenza, wie Uslinghi immer sagt, er sagt: „Es lebe Rom und Neapel!" Rom für die Kunst und das Leben, Neapel für die Natur! In Neapel ist man im Paradies und in Rom im Himmel!"

Und die gute Frau! hatte sie in ihrem heiligen Eifer für die ewige Stadt nicht recht? Ruft nicht auch der Philosoph der Philosophen: In Rom lebt man wie die Götter! Man scherzt im Genusse der Kunst und Natur bei einem Glas Eiswasser und einer Pagnotta, man steigt hinauf zu Raphael in den Vatican, und vergessen sind alle Sorgen und jeder Kummer!

Und sieht die geistige Rückerinnerung nicht noch mehr, als das leibliche Auge? Italiens stets blauer wolkenfreier Himmel — der stärkende Aether, die großen Umgebungen klassischer Natur und Kunst, der edle Nektar und die balsamischen Früchte des Südens, die lebendigen Modelle Raphaelischer Madonnen und Guidoischer Magdalenen mit dem schwarzen Flammenauge in üppiger Körperfülle und

im Munde die süße Göttersprache, — die immer grünen Eichen, Platanen und Pinien, und selbst Palmen — diese Symbole des Sieges der Helden und der Märtyrer — — — diese ganze südliche Natur, umflossen vom Meere .... wo? — du glücklicher Sterblicher, der du Rom gesehen — wo findest du dies wieder?

In etwas mehr alltäglicher Sprache aber in demselben Sinn und Geiste, hatte sich, ohne Unterbrechung, die edle Herrin des Uslinghi'schen Hauses bisher ergossen und Vater und Sohn auf eine nicht kleine Geduldsprobe gestellt, als ihr doch endlich, zum Glücke ihrer neuen Hausbewohner, einfiel, daß sie über ihre patriotischen Ergüsse nicht vergessen dürfe, alle die gerühmten Herrlichkeiten des römischen Lebens auch für ihre Gäste zur Wahrheit zu machen.

„Aber Maria Joseph!" — rief sie daher jetzt plötzlich und schlug sich mit der Hand vor die Stirne — „da schwatze und schwatze ich, und lasse die Excellenzen im Hofe stehen. Kommen Sie, kommen Sie! Ich will Sie auf Ihre Zimmer führen, die schon wie für Prinzen eingerichtet sind."

Und indem sie dies sagte, entfaltete Frau Uslinghi eine so aufrichtige Herzlichkeit, daß die Mozartischen gern ihren kleinen Unmuth über die Geduldprobe hinunterschluckten und ihr mit einem Gefühle der Heimathlichkeit folgten, wie sie dies seit ihrem Auszuge aus Salzburg nicht mehr empfunden. Aber dies Gefühl sollte sich beim Anblick ihrer Wohnung noch steigern. Mit der italienischen Unreinlichkeit waren sie bereits vertraut genug — hier

fanden sie alles so rein und nett, wie zu Hause. Sie waren gewohnt, die italienischen Wirthe mit glänzender Einrichtung prahlen zu hören und kein Dutzend erträglicher Stühle im ganzen Gasthofe zu finden. Hier war alles bequem, behaglich und sehr anständig; ja an den Fenstern standen sogar Vasen mit frischen Blumen, und als Vater Mozart eben fragen wollte, wem sie diese Aufmerksamkeit zu danken hätten, öffnete sich die Thüre und Giuditta trat mit einer solchen frisch gefüllten Blumenvase ein. Aber beinahe wäre diese ihren Händen entglitten, so überraschte sie der Anblick der Fremden, die sie doch erwartet hatte. Ein leiser Schrei und die Worte: „Ha, der Prinz!“ entfuhren ihr, während sie und Amadeus, der sie sogleich wiedererkannte, eine dunkle Röthe überlief.

Frau Uslinghi's Scharfblick entging dies nicht, und als es nun, auf ihr Fragen hin, zur gegenseitigen Erklärung kam, wurde über den gestrigen Vorfall in St. Peter und bei der Fußwaschung — der Vater und Sohn so sehr zu Nutzen gekommen — viel gelacht und gescherzt, so daß man bald so bekannt mit einander war, als habe man Jahre zusammen gelebt. Besonders waren die Kinder in kurzer Zeit ein Herz und eine Seele.

Wolfgang Amadeus war unendlich glücklich, der Vater fühlte sich behaglich, und auch die Verhältnisse nach Außen gestalteten sich so erwünscht als möglich.

Gleich nach der Charwoche wurden die zwanzig Empfehlungsschreiben an den ältesten und höchsten Adel Rom's abgegeben, und hier, wie überall, empfing man das Wunder

seiner Zeit mit der größten Begeisterung und Zuvorkommenheit, denn kein Volk der Erde hält mehr auf Musik, als die Italiener.

In Italien bildete um jene Zeit die musikalische Welt eine geschlossene Phalanx, eine compacte, homogene, in den Principien einige, alles überfluthende und intolerante Masse, die ihre Apostel und Missionäre in alle Welt sandte und ihre Lehren mit einer Ueberlegenheit und einer unwiderstehlichen Macht predigen ließ, weil sie allein das Monopol des Gesanges besaß.

Darum war es damals auch für die Musiker aus allen Theilen Europa's unerläßlich, daß sie nach Italien gingen. Alle durften ja sicher sein, dort wie von ihrer gemeinschaftlichen Mutter aufgenommen zu werden. Sie zog die Ausländer sogar zuweilen ihren berühmtesten eigenen Kindern vor, war stolz auf ihre Siege und adoptirte sie liebevoll; natürlich aber nur dann, wenn sie zu lernen und nicht zu lehren kamen, und nachdem sie aus ihrem Unterrichte hinreichenden Nutzen gezogen hatten, um im reinsten italienischen Style schreiben zu können. Auch Händel und Gluck hatten in Italien ihre Sporen verdient und wie alle Anderen ihrer Lehrerin den ersten Tribut der Nachahmung gezollt; die schmeichelhafteste Ehrerbietung, die man ihr erzeigen konnte, die sie aber auch am unnachsichtigsten verlangte. Wehe aber dem Musiker, der den barbarischen, das heißt den ausländischen Doctrinen Geltung zu verschaffen gesucht hätte. Er wäre, gleich dem armen Jomelli, durch Anatheme und Pfeifen zu Tode gehetzt

worden. Welche Süßigkeiten, welche Zärtlichkeit, welche Lorbeeren und Triumphe erwarteten dagegen die gelehrigen und ihrer musikalischen Orthodoxie fest anhängenden Schüler! Welch' schmeichelhafte und ruhmvolle Beinamen entschädigten die Fremden, denen die Ehre zu Theil wurde, Naturalisiationsbriefe zu erhalten: Hasse: il caro Sassone! — Amadeo Mozart: — il cavaliere filarmonico! *)

Und hing denn nicht die ganze Zukunft eines Musikers damals von dieser, die Ansichten der Welt beherrschenden Stimme ab. Mit stillem Triumphe fühlte Vater Mozart denn auch bei seiner Aufnahme in Rom, daß Amadeus diese Stimme bereits für sich gewonnen hatte. Des Knaben vortreffliches Italienisch half noch mehr dazu; man betrachtete ihn wie ein Kind des Landes!

Am lebhaftesten nahm sich seiner Kardinal Pallavicini an, der ihn auch seiner Heiligkeit, dem Papste vorstellte. Mit ihm wetteiferten in freundlichem Zuvorkommen der neapolitanische Prinz St. Angelo, der Prinz Ghigi, die Fürstin Barbarini, der Prinz Xaver von Sachsen, der Herzog von Braiciano und Andere.

Aber dies Alles war es nicht, was einen so goldenen Schimmer für Wolfgang über seinen Aufenthalt in Rom warf; auch nicht die geschichtliche und künstlerische Wichtigtigkeit der Stadt. Wohl zeigte ihm der Vater die erhabenen Monumente längst versunkener großer Jahrhunderte;

---

*) Oulibicheff.

— wohl staunten beide die plastischen und malerischen Schätze der ewigen Roma an; sie waren zu ausschließlich Musiker, um für solche Dinge zu schwärmen. Dagegen fand Amadeus hier ein anderes Kleinod, was ihm, — der immer so ganz und ungetheilt Mensch war und blieb, — unschätzbar für jene Tage, und selbst folgenreich für die Zukunft wurde. Jahre kamen und gingen, Stürme brausten über sein Haupt, Freuden und Schmerzen, Jubel und Sorgen erfaßten ihn .... er dachte stets mit Seligkeit zurück an die Tage, die er in dem stillen Hause Uslinghi's verbracht, an das Glück, das ihm hier in zwei Herzen erblüht, so kindlich froh, so unschuldig und jugendfrisch, wie das seine.

Mochte das Zusammentreffen Mozarts mit der schwarzäugigen, herrlichen, lebensfrischen Giuditta in den Hallen St. Peters und vor der Statue dieses Heiligen ein Spiel des Zufalls gewesen sein; oder hatte sein Genius es bestimmt, daß die kräftigen vollen Arme der jungen Römerin ihn zum Kusse des heiligen Fußes befördern sollten — jedenfalls lag in diesem Momente die Wurzel einer kindlichen Neigung, die allmählig in den beiden jungen Herzen heranwuchs. Aber diese Neigung gestaltete sich ebenso verschieden, als die beiden Nationalitäten waren. Amadeus betrachtete Giuditta als eine zweite Nannerl, und schloß sich mit der vollsten unbefangensten brüderlichen Liebe dem heiteren lebensfrohen Mädchen an, das ihm die wenigen Stunden, die ihm zu Hause blieben, zu den schönsten in Rom machte.

Immer lustig, oft sogar ausgelassen und voll toller Streiche, fand er an ihr einen nicht minderen Tollkopf; wobei Wolfgang freilich nicht zu beurtheilen verstand, daß die Ausgelassenheit der jungen Römerin einer ganz anderen Quelle entfloß, als die seine. In ihm lagen — als wirkliche Abnormität — die volle musikalische Mannesreife neben der vollen körperlichen und seelischen Kindheit. Nahm ihn die Musik in Anspruch, war er jetzt schon, wie wir wissen, Mann und Meister; aber deshalb gab die Natur doch ihre Rechte nicht ganz auf; die Ausgelassenheit und der Lebensübermuth des sich entwickelnden Knaben, brachen in den freien Stunden durch. Nichts beweist dies schlagender, als seine eigenen Briefe an Mutter und Schwester, die auf der ganzen Reise durch Italien voll kindlicher Narrheiten stecken; wie er sich ja selbst — in dem Gefühle dieses Uebersprudelns — in der vorhin angeführten Nachschrift, einen „Narr" nennt. Kraftentwicklung, Drang nach Freiheit, Lebensübermuth waren also die Quelle seiner oft wild aufschäumenden Lust und Heiterkeit. Ganz anders stand es mit der reizenden Giuditta. In ihren Adern kochte südlicheres Blut. Sie war körperlich vollkommen entwickelt, . . . . sie war Italienerin . . . . . Römerin! Eine vierzehnjährige Italienerin aber, mit solchen vollen, reifen Formen und flammensprühenden schwarzen Augen, wie sie Giuditta besaß, fühlt schon recht gut, was Leidenschaften sind, und wenn diese einmal in ihrem Herzen erwachen, so reifen sie nicht, wie bei einer deutschen Natur, schüchtern und allmälich heran,

— nein! — heute geboren, züngeln sie morgen schon hoch zum Himmel auf und drohen das eingene Herz und Andere in ihren Gluthen zu verzehren.

Als Giuditta den vermeintlichen jungen Prinzen, in Folge einer ganz augenblicklichen Eingebung, emporhob, damit er den Fuß des heiligen Petrus küssen könne, war sie noch vollkommen Kind, mit dem ruhigsten Herzen von der Welt. Als, eine Minute später, Amadeus sein hoch erglühendes hübsches Antlitz ihr zuwandte, durchzuckte sie der Blick dieser seelenvollen Augen und die Berührung seines Körpers wie ein electrischer Funke ..... und ihr Herz klopfte. Als es der Zufall darauf wollte, daß sie Amadeus vor Beginn der Fußwaschung noch einmal erblicken sollte, und diese Ueberraschung ihr den Ausruf: „Der junge Prinz!" entlockte, war die Ruhe ihres Herzens dahin, und — — seitdem Wolfgang mit ihr unter einem Dache wohnte — — — liebte sie ihn — und zwar nicht nach der kühlen deutschen, sondern nach italienischer Weise, das heißt: voll, glühend, leidenschaftlich. Dennoch war sie noch zu viel Kind, um die Leidenschaft zu begreifen, und der Gegenstand dieser Leidenschaft war dies noch mehr. Es glühte, es trieb, es kochte in ihr .... und so barg sie diese unbestimmte Gluth, dies Kochen und Treiben unter Ausgelassenheit.

Sie vermochte ihrem hübschen jungen Freunde nicht zu sagen, was in ihr vorging; aber wenn sie sich mit einander neckten, wenn sie mit einander tollten, konnte sie ihn schon einmal lachend um den Hals fassen und an sich

drücken, — ihn scherzend beißen oder ihm rasch einen Kuß geben. In allen dreien lag dann eine wilde süße Gluth und doch auch wieder Kindlichkeit, an der indessen Amadeus großen Gefallen fand. Er nannte sie, da er Katzen sehr liebte, seine „kleine, wilde Katze!" und oft legte er sich unter den kühlen, weinumrankten Arkaden des Hofes hin, lockte ihr, wie man Kätzchen zu locken pflegt, und forderte sie auf ihm zu schmeicheln oder ihn zu beißen.

Auch mit der Violine lockte er sie oft heran; besonders wenn eine recht schöne, warme italienische Nacht über der Erde hing und die Alten im angränzenden Garten auf und abgingen. Dann aber legte sie sich zu seinen Füßen, gewöhnlich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopfe verschränkt, die Blicke nach dem sternenflammenden Himmel gerichtet, und lauschte mit Entzücken den Tönen, die Amadeus wie ein Zauberer aus dem Instrumente hervorrief. Stundenlang konnte er so spielen, sie lauschen. Keines sprach dann ein Wort; aber sie sahen sich oft, so recht von Herzen glücklich an — und — immer weiter spielend, ließ sich dann wohl Amadeus auf ein Knie nieder und gab Giuditta, die längst den Mund zum küssen gespitzt hatte, einen Kuß. Dann war meistens auch das „Kätzchen" da und ein seeliges Beißen begann.

Legten sie sich dann später zu Bette, so lachte wohl Wolfgang noch für sich über das tolle Spiel und schlief rasch darauf ein. Bei Giuditta ging es nicht so schnell. Alles Eiswasser kühlte sie dann nicht; — auch der Schlaf wollte nicht wie früher kommen —

und kam er endlich, so ging im Traume das süße Spiel von neuem an.

Uebrigens ließ Vater Mozart den Sohn fast nie aus den Augen; sah aber auch in Giudittas Benehmen nichts als die unschuldigsten Kindereien. Und doch waren sie so selig diese Kindereien, bis sie sich durch ein glückliches Ohngefähr noch zu höherer Seligkeit gestalteten.

---

## Jugendfreundschaft und Jugendliebe.

Schon in Florenz hatte Amadeus im Hause der Dichterin Signora Corilla einen jungen Engländer, mit Namen Tommaso Linley, kennen lernen, der — ein Schüler des berühmten Nardini — die Violine wunderschön spielte.

Da dieser Knabe Wolfgang an Größe und Alter fast ganz gleich war, und ein und dasselbe musikalische Streben beide durchglühte, — wenn gleich Linley nur äußerliche Fertigkeit besaß und jeder tieferen Meisterschaft völlig fremd blieb, — so hatte sich natürlich schnell eine jugendliche Freundschaft zwischen ihnen gestaltet. Leider sollte sie aber nur von kurzer Dauer sein; denn da damals Vater Mozart sehr nach Rom eilte; so waren ihr nur drei Tage gegönnt. Aber die Jugend erfaßt rasch und genießt die Gegenwart ohne, wie das reifere Alter, ängstlich nach der Zukunft und der Dauer des Genusses zu fragen.

Den ersten Tag producirten sich beide Knaben bei Signora Corilla wechselweise den ganzen Abend unter beständigen Umarmungen. Den anderen Tag ließ der kleine Engländer, ein allerliebster junger Mensch, seine Violine zu Mozart's bringen, und beide spielten wieder den ganzen Nachmittag. Wolfgang accompagnirte ihm auf seiner Violine.

Den Tag darauf speisen sie bei Mr. Gaoard, Administrator der Großherzoglichen Finanzen, und Amadeus und Tommaso spielten wieder den ganzen Nachmittag wechselweise, nicht als Knaben, sondern als Männer. Dann begleitete der kleine Tommaso, Amadeus nach Hause, und weinte die bittersten Thränen, weil auf den folgenden Tag die Abreise Wolfgangs und seines Vaters bestimmt war.

Durch diese wirklich rührende Scene gewonnen, verschob denn auch der Capellmeister die Abfahrt von Florenz bis zum künftigen Mittag, und so kam der junge Linley des anderen Morgens um neun Uhr noch einmal, und gab Wolfgang unter vielen herzlichen Umarmungen folgende Poesie, die die Signora Corilla den Abend vorher hatte machen müssen, und dann geleitete er den Wagen der Abreisenden bis zum Stadthor. Wo sie unter Thränen schieden.*)

---

*) Wörtlich nach Leopold Mozarts Brief No. 75. Rom, den 21. April. — Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 198. Burney Reise I. S. 185.

Das Gedicht aber lautete:

Per la partenza del Sgr. W.
A. Mozart da Firenze.

Da poi che il fato t'ha da me diviso,
io non fò che seguirti col pensiero,
et in pianto cangai la gioja e il riso,
ma in mezzo al piantorivederti io spero.
Quella dolce armonia di paradiso
che ha un estasi d'amor mi aprì il sentiero,
mi risuona nel cuor, e d'improvviso
mi porta in cielo a contemplare il vero.
Oh lieto giorno! O furtunato istante
in cui ti vidi e attonito ascoltai
e della tua virtù divenni amante!
Voglian li Dei che dal tuo cuor giammai
non mi diparta! . Jo ti amero costante
emul di tua virtu de ognor mi avrai.

In segno di sincera stima et affetto
Tommasso Linley. *)

So lieb aber Amadeus den jungen Linley gewonnen hatte, so schmerzlich ihn die Trennung von dem neuen Freunde berührte — — die großartigen Eindrücke Rom's, die Begebenheit mit dem Miserere, die vielen neuen Vorstellungen, das Zusammentreffen mit dem Papste, dem Vater der Christenheit, und namentlich die Bekanntschaft mit der liebenswürdigen, reizenden Giuditta, zerstreuten ihn so sehr, daß er sich bald über die Trennung von dem neuen Freunde tröstete. Er liebte ihn noch, aber er dachte nicht mehr viel an ihn; oder vielmehr er fand keine Zeit dazu, an ihn zu denken.

---

*) Nissen: S. 195. Jahn: I. Thl. 2. Buch. S. 151.

Da frischte das Leben selbst diesen rosigen Jugendtraum der Freundschaft auf.

Vater und Sohn waren von einer musikalischen Soirée nach Hause gekommen, die Kardinal Pallavicini, dem Prinzen Xaver von Sachsen zu Ehren, gegeben hatte. Amadeus war aufgelegter denn je gewesen, und hatte — da man es immer noch nicht glauben wollte — wiederholt, durch den Vortrag des bekannten Miserere, den Beweis geführt, daß er es geistig und blos der Erinnerung nach aus der Kirche mit sich fort genommen. Das Staunen war hier, wie überall dasselbe, aber die Menschen bezeugten sich so lieb und freundlich — und — was bei Amadeus noch mehr heißen wollte: so wahrhaft musikverständig, daß er mit wahrer Begeisterung und prachtvoll spielte.

Wolfgang benahm sich dabei nicht, wie ein Musiker, der zu hohen Herren eingeladen ist, um bei einer Soirée als Künstler mitzuwirken, und der für seine Leistungen später einen Ehrensold zu erwarten hat. Gott bewahre! der kleine Mann bewegte sich in der That so vollkommen ungenirt und frei, wie ein wirklicher junger Prinz. Er war bei allen diesen vornehmen Herrschaften wie zu Hause, und behandelte sie — ohne sich je etwas zu vergeben — gerade wie Seinesgleichen. So war er aber auch in seinem Spiel, indem er sich nicht auf den Vortrag einiger vorausbestimmter Piecen beschränkte, sondern ganz dem Zufall anheimgab auf was man gesprächsweise kam, oder was irgend Jemand aus der Gesellschaft wünschte. Fand er dann

ächte Musikkenner, war er so unerschöpflich, daß sich die Gesellschaften oft über Mitternacht hinauszogen. Dies war auch heute der Fall gewesen, und der kräftigste erwachsene Mann würde todtmüde nach Hause gekommen sein. Vater Mozart ging es auch so, obwohl er viel weniger vorgetragen, als sein Sohn; Amadeus dagegen spürte keine Ahnung von Müdigkeit oder Erschöpfung. Heute, wie immer, hatte ihn die Musik nur angeregt, belebt, gestärkt.

Als sich daher der Capellmeister zu Bette legte, nahm Wolfgang noch seine Violine und trat auf die nach dem Garten gehende Altane. Die Nacht war wundervoll! Ein leiser, vom Meere her kommender Lufthauch wehte erquickend über die schlummernde Welt, über die sich der Himmel, weit und groß, mit seinen Myriaden Sternen, wie die Kuppel eines ungeheuren Domes spannte. Tiefe Stille herrschte dabei ringsumher, denn Uslinghis Haus lag weit ab von den geräuschvolleren Straßen Roms, und nur ganz in der Ferne hörte man die vereinzelten Töne einer Serenade.

Amadeus gab sich eine kurze Zeit diesen Eindrücken hin, die ihn so still und wohlthätig erfaßten. Aber dies dauerte nur wenige Minuten, dann wurden diese Eindrücke in ihm zu Tönen und die Töne gestalteten sich zu Melodien; und wie zufällig diese — jetzt noch innerlichen, geistigen — Melodien einen Anklang an eine Piece gaben, die er mehreremale mit seinem jungen Freunde Tommaso gespielt, so hoben sich mechanisch die Arme, setzten Violine

und Bogen an, und, wie von Geistern gehaucht, zogen süße, sehnsüchtige Laute auf den leisen Wellen der Luft dahin... Laute, die bald wie vor Schmerz, bald wie vor Wonne, sanft erstarben!... Laute, die, wie aus einer anderen Welt kommend, über die schlummernde Erde dahinglitten und ihr sprachen von der Seligkeit eines höheren reineren Seins!... Laute, die von einem Herzen Kunde gaben, in dem sich die ersten Ahnungen der Liebe und Freundschaft wie ein rosiger Morgen aufthaten.

Aber was war das? — Wie sie so leise hinschwammen, auf den lauen Wellen der Luft, die glockenreinen Töne, die Mozart seiner Violine entlockte, da war es, als gebe ein nahes Echo sie verschämt wieder. Ein Echo?! — ein solches bestand hier nicht, das wußte Wolfgang, der nun schon so oft nächtlicherweise auf der Altane musicirt, sehr gut; auch kann ein Echo nicht accompagniren. Und wie? .... war das nicht ganz das Spiel des lieben Freundes von Florenz, des kleinen Engländers Linley?

Rasch brach Wolfgang ab ..... aber die zweite Violine vollendete wie mit flehenden Tönen das angefangene Stück. Da setzte Amadeus noch einmal an, und, Freude jauchzend, rief sein Instrument: „Tommaso, Freund meiner Seele, bist du es?" — das heißt: es ließ wie feuersprühende Raketen die jubelnden Klänge einer Composition auffliegen, die Mozart seinem jungen Freunde vor wenigen Tagen zu Florenz gewidmet.

Wie diese aber verklungen, da rief es aus den im kühlen

Nachtwinde schwankenden Oleanderbüschen mit bekannter, lieber Stimme hervor:

„Amadeus!“

Aber Amadeus erkannte die Stimme und jauchzte entzückt auf:

„Tommaso!“

Und, seine Violine unter den Arm nehmend, eilte Wolfgang, da der Vater schlief und die Thüren — wie hier immer — offen standen, wie der Wind in den Garten. Zwei Minuten später und die jungen Freunde lagen sich in den Armen.

O! welcher Moment der reinsten Freude war dies! Welch eine Lust des Wiedersehens! — Aber nicht nur die Sterne am Himmel sahen dies Glück zweier so kindlicher Herzen .... es gab noch zwei andere Sterne, die es beobachteten, und das waren die Augen Giudittas, die hinter einem Blumenbeete voll Lavendel und Federnelken und einer durchsichtigen Mauer von weißblühenden Myrten stand.

Sie war es ja, die das Ganze so veranstaltet hatte.

Die Sache aber verhielt sich wie folgt: Nach Wolfgangs Abreise hatte den jungen Linley ein solcher Trübsinn ergriffen, daß Mr. Gavard, Administrator der Großherzoglichen Finanzen, — dem der kleine Engländer während der Zeit seiner musikalischen Ausbildung in Italien anvertraut war, — ängstlich wurde. Linley gestand ihm offen, daß er krank werden würde, wenn er seinen jungen Freund nicht noch einmal sehen könne. Darüber aber kam

Mr. Gavard vor Besorgniß außer sich, bis ihn der Rath Signora Corilla's bestimmte, Tommaso noch auf einige Tage nach Rom und in das Haus Uslinghis zu bringen.

Dies war denn auch heute Nachmittag — während Vater und Sohn bei dem Kardinal Pallavicini waren — geschehen, und da Giuditta mit den nächtlichen Soloconcerten bekannt war, die Amadeus gewöhnlich nach solchen Abenden auf der Altane sich und den Sternen gab, und welchen sie — im Entzücken versunken — jedesmal in den Oleandergebüschen versteckt lauschte, .... so bestimmte sie den neuen Gast, — von dem ihr Amadeus schon erzählt — sich auf die gedachte Weise dem jungen Freunde zu nähern. Eine selige Nacht folgte dem Wiederfinden. Giuditta ward jetzt herbeigerufen und Amadeus faßte seine „zweite Nannerl" — wie er sie nannte — und küßte sie vor Entzücken auf Stirne, Augen, Nase und Hals. Ach! er wußte nicht, wie die kleine Italienerin unter diesen Küssen erzitterte, wie ihr Herz bis zum Zerspringen hoch aufschlug, wie es in ihr brannte und kochte, während sie, durch Linleys Anwesenheit eingeschüchtert, sich streubte und von dem wilden Burschen loszumachen suchte.

„Aber jetzt!" — rief Amadeus, als sich die „kleine wilde Katze" losgewunden, — „jetzt Tommaso eines unserer Florenzer Duette!"

„Ja, gewiß!" — entgegnete der Engländer, — „ich habe mich unaussprechlich darnach gesehnt!"

„So komm, Freundchen; aber wo ist unser Orchester?"

„Dort, in der Laube!“ — sagte Giuditta, — „da ist ein gar heimliches, liebes Plätzchen!“

Und alle drei gingen nach dem bezeichneten Orte, an Beeten von Melonen, Tomaten und reifendem Mais vorüber, dessen langfasrige Fruchtkapseln wie tausend kleine Federbüschchen im leisen Nachtwinde wehten. Die Monatsrosen, die die Laube bildeten, dufteten dabei balsamisch, während Leuchtkäfer — Elfengeistern ähnlich — über den Blumen schwärmten, oder, wie berauscht von Liebe in ihre Kelche sanken.

In der Laube setzten sich die beiden Knaben neben einander, Giuditta drückte sich selig in eine dunkle Ecke, und jetzt war auch sie ganz Ohr. — — —

Warum aber recken denn mit einemmale alle Blumen des Gartens sich so hoch empor? — warum öffnen sie so entzückt ihre Kelche? — warum verlassen die flimmernden Käfer ihr süßes duftendes Bett und umschweben die Laube wie zahllose Sterne? — Warum wird der Wind so stille, als lausche auch er? Warum flüstern die Oleanderbüsche so selig? warum zittert es wie Entzücken in den nahestehenden Oliven und Granatbäumen?

Warum? — warum?.... o! solche Töne haben sie noch nicht vernommen, — solche Harmonien noch nicht gehört!

Und selbst der Mond schien langsamer zu ziehen; und die Nacht zürnte dem Morgen, als er seine ersten Lichter über die Erde sandte.

Da drückte eine zarte Hand jedem, — Amadeus und

Tommaso, — einen Kranz von frischem Lorbeer auf das jugendliche Haupt und eine Stimme flüsterte: „Es ist Zeit heimzukehren!“

Beide sahen sich freudig um, aber Giuditta warf ihnen nur noch einen Kuß aus der Ferne zu und verschwand dann im Hause.

Amadeus und Tommaso standen auf. Sie sprachen nichts; aber sie folgten Hand in Hand der Reizenden.

---

## List um List.

O du schöner glücklicher Jugendtraum! Einen kindlichen Freund zu haben, so ganz aus der eigenen Seele genommen, wie ein zweites „Ich!“ — und eine Schwester .... eine Schwester... wie Giuditta!

Freilich hätte Giuditta — nicht durch die Freundschaft, wohl aber durch die gemeinsamen musikalischen Leistungen der jungen Freunde — etwas von ihrem Glücke verlieren können, wenn sich nicht ein Ersatz gefunden hätte, der ihr Amadeus auf Stunden fast ausschließlich gab.

Amadeus hatte nämlich mit seinem musikalisch so fein gebildeten Ohr gar bald entdeckt, daß Giuditta die prächtigsten Stimmmittel besitze.

Augenblicklich war daher der Entschluß gefaßt, ihr einigen Unterricht im Singen zu geben, und die reizende

Römerin hütete sich wohl, diese herrliche Gelegenheit, sich dem geliebten Freunde zu nähern und ungetheilt hingeben zu können, zurückzustoßen. Sie war auch die gelehrigste Schülerin; nur ward dem jungen Lehrer oft gar eigenthümlich und sonderbar zu Muthe, wenn sie dabei — im heiligen Eifer für die zu erlernende Kunst — ihren schönen, vollen Arm um ihn legte, und sich, seinen Worten und Tönen lauschend, mit ihren schwarzen Flammenaugen in die seinen so tief versenkte. Er fühlte dann wohl Giudittas Hand in der seinen leise erzittern, was ihn mit einer Gluth übergoß und mit einem Gefühl durchdrang, das halb Aengstlichkeit, halb Seligkeit war und sein kleines Herz stürmisch schlagen machte.

Außerdem waren beide wunderbar einig in der Art der gegenseitigen Belohnung. Hatte Giuditta recht aufgepaßt und ihre Sache gut gemacht, so faßte der junge Lehrer seine „kleine wilde Katze" gewöhnlich unter dem Kinn, drehte ihr reizendes Gesicht dem seinen zu, und gab ihr, in Anerkennung ihres Fleißes, diverse kräftige Küsse; dann aber fühlte Giuditta wohl, daß sie diese Anerkennung gar nicht verdiene, sie sich aber nie genug bei Amadeus für die viele Mühe bedanken könne, die er sich mit ihr, dem ungeschickten Mädchen, gebe, und so zog sie ihn an sich und drückte ihm aus Dankbarkeit die glühendsten Küsse auf die Lippen... Küsse, so glühend und feurig, daß Wolfgang, roth bis über die Ohren, oft ganz schwindlich wurde. Aber er ließ es sich doch so gern gefallen, und schaute sie darauf so wonnig an, — daß sich die dankbare Schülerin meistens

verpflichtet fühlte, diese Anerkennungsbeweise mehreremale zu wiederholen.

Vater Mozart, das südlichere Klima nicht gewohnt, hielt gewöhnlich um die Zeit, in der Wolfgang seine Schülerin bei ihm auf dem Zimmer unterrichtete, seine Siesta, und schlummerte meistens schon nach den ersten Uebungen der Kinder ein. Tommaso aber pflegte jene Stunde in Gesellschaft seines Hofmeisters zu verbringen. In den herrlichen Nächten aber hatten sich die drei jungen Leute die Laube aus Monatsrosen zum Lieblingsplätzchen erkoren.

Vater Mozart und Linleys Hofmeister, ein äußerst wissenschaftlich gebildeter Mann, gingen dann, in Gesprächen verloren, im Garten auf und ab, oder wurden von Frau Uslinghi mit Strömen der Beredsamkeit und Erfrischungen materieller Art bedient; während Amadeus und Tommaso musicirten.

Aber Alles auf der Welt ist vergänglich, und so lief auch die Zeit ab, die für den Aufenthalt in Rom bestimmt war.

Der Capellmeister machte bereits Anstalten zur Abreise nach Neapel.

Man kann sich denken, mit welcher Trauer die herannahende Trennung die Herzen der drei jungen Leute erfüllte. War doch die Freundschaft zwischen Amadeus und Tommaso nicht blos Knaben-Anhänglichkeit, sondern wirkliche Zärtlichkeit zweier tieffühlenden, übereinstimmenden Seelen. Beide achteten sich in der That als

Künstler.*) Daß aber Giuditta Amadeus leidenschaftlich liebte, und dieser, wenn auch ohne klares Bewußtsein, für die reizende Tochter Uslinghi's mehr als eine brüderliche Neigung hegte, lag am Tage. Nur Eines tröstete daher alle drei: Die Gewißheit, sich nach einigen Wochen wiederzusehen! Uebrigens war doch Vater Mozart in der letzten Zeit nach gerade etwas aufmerksam auf die Neigung geworden, die sich zwischen Giuditta und Amadeus, seiner Meinung nach, zu entspinnen begann. Er blieb daher um so entschiedener auf dem für die Abreise einmal festgesetzten Termin und suchte namentlich auch den Abschied so kurz als möglich zu machen. Tommaso Linley ging den Tag zuvor, — nach den herzlichsten Umarmungen und heißesten Versicherungen dauernder Freundschaft, — mit seinem Hofmeister nach Florenz zurück. Die jungen Leute hielten sich dabei tapfer; keiner zeigte diesmal eine Thräne.... als sie aber allein waren, Linley in der Wagenecke, Wolfgang auf seinem Zimmer, da feuchteten sich doch die Augen und ein großer Schmerz durchzitterte die kindlichen Seelen.

Eine andere Taktik beobachtete der schlau Concertmeister in Betreff des Abschiedes von Frau Uslinghi und ihrer schönen Tochter. Er war, das wußte er recht gut, beiden vielen Dank schuldig, denn sie hatten ihn und Amadeus auf den Händen getragen,**) auch wollte er ja nach kurzem

---

*) Nissen: Seite 190. Burney in seinem Tagebuch.

**) Leopold Mozarts Brief: Rom den 21. April.

Aufenthalt in Neapel in dies gastliche Haus wieder zurückkehren, und so nahm er die Sache ganz leicht und scherzhaft und sprach nur von einem kleinen Ausfluge an den neapolitanischen Hof. Den letzten Nachmittag aber, brachte er plötzlich die Nachricht, daß sie, auf Veranlassung des Kardinals Pallavicini in Gesellschaft mehrerer Augustiner Mönche aus dem Kloster St. Sebastian mit drei anderen Sedien oder zweisitzigen Wagen abreisen würden. Zu Marino im Augustiner Kloster werde dann das Mittagsmahl eingenommen; da aber die Reise schon vor Sonnenaufgang angetreten werde, so habe er den frommen Vätern zusagen müssen, um keine Störung zu machen und keinen Verzug zu veranlassen, schon die Nacht im Kloster zuzubringen. Damit aber hatte der schlaue und vorsichtige Mann jeden aufregenden Abschied abgeschnitten, denn jetzt hieß es: rasch gepackt und kurz gebunden!

Er war dabei ungewöhnlich heiter, scherzte mit Frau Uslinghi, küßte selbst Giuditta, als seine liebe Tochter, tüchtig ab, sprach aber fast nur von dem nahen Wiederkommen, auf das er sich — wie er sagte — ungemein freue.

Je heiterer aber der Vater, desto unbehaglicher fühlten sich die Kinder. Amadeus war mit dem Freunde und der Freundin in diesen Tagen zu glücklich gewesen, um sich so leicht über den so bald entschwundenen lieblichen Jugendtraum zu trösten, und obgleich er von jeher kein Freund von rührenden Abschiedsscenen gewesen, und seine jugendlich-frische Phantasie ihn rasch über die wenigen Wochen

hinwegtrug, die zwischen Trennung und Wiedersehen lagen, hielt ihn doch ein eigenthümliches Etwas so sehr an den Umgang mit Giuditta gefesselt, daß es ihm fast unmöglich schien, ohne sie zu reisen. Indessen: „Nach Gott kommt gleich der Papa!“ stand noch immer mit Feuerschrift in seiner Seele geschrieben. Der Wille des Vaters war ihm also heilig!

Giuditta ließ nicht merken, was in ihr vorging. War sie zu stolz ihren Schmerz zu zeigen? oder ärgerte die Geflissentlichkeit, mit der ihr Vater Mozart die letzte schöne Nacht, die schmerzlichsüße Stunde des Abschiedes raubte? — Kurz, sie that nicht dergleichen, und war selbst in dem letzten Momente noch so heiter, als ob die lieben Freunde nur auf einen Tag über Land fahren sollten.

„Uebe dich recht im Singen!“ — rief ihr noch Amadeus im Weggehen zu. — „Wenn wir wiederkommen setzen wir den Unterricht fort! und“ — fügte er zu ihrem Ohr geneigt leise hinzu — „balgen und beißen uns wieder!“

„Ja!“ — versetzte Giuditta in gleicher Weise — „und zu Marino, wo ihr morgen im Augustiner-Kloster zu Mittag speist, versäume nicht die Grotte der heiligen Cecilie zu besuchen — aber allein .... hörst du ... allein — und bete dort ein Paternoster für mich!“

„Kannst darauf rechnen, kleine wilde Katze!“ — rief Wolfgang mit gezwungener Heiterkeit, das peinliche Gefühl, das ihn erfaßt hatte heroisch, unterdrückend, und folgte dem Vater, der schon einige Schritte voraus war.

Da Wolfgang zum Entzücken der Mönche fast den ganzen Abend auf der Orgel des Klosters zubrachte, das ihn und den Vater beherbergte, vergaß er über sein Spiel alles Andere. Dann folgte ein kurzer Schlaf und mit Sonnenaufgang die Abreise durch die Campagna auf der Straße nach Neapel.

Die Campagna di Roma ist der größte Theil des alten Latium's. Sie gränzt im Westen und Osten an Neapel, im Norden an Toskana und Sabina, und im Osten an das mittelländische Meer, und ist 15 deutsche Meilen lang und 30 Meilen breit.

In früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Macht Rom's, sah man hier Städte, Landhäuser, Tempel, Haine, Kornfelder, lachende Wiesen, prächtige Landstraßen, Kanäle u. s. w., während jetzt der ganze Landstrich wüste und öde ist, und die verpestete Luft jedes lebende Wesen ferne hält. Diese schädliche Luft — aria cattiva — hat aber nicht ihren einzigen Grund in den Sümpfen, die überall sich zeigen, da sie sich nicht allein in Wäldern und Tiefen, sondern auch auf Bergen findet — wahrscheinlicher ist, daß sie zum großen Theil die chemische Beschaffenheit des Bodens hervorruft. Sind doch selbst schon mehrere Gegenden und Straßen von Rom, dieser verpesteten Luft wegen verlassen worden, die vorzüglich vom Juli bis October die größte Gefahr bringt, und — wenn nicht kräftige Verbesserungsmittel oder ein neuer Vulkan, durch Eruptionen die Atmosphäre von Zeit zu Zeit reinigen, (was um so eher geschehen kann; als das ganze Land vulkanisch

ist) möchte wohl der schöne Landstrich, in welchem Rom liegt, mit der Zeit eine Wüstenei werden, welche nur im Winter als Viehweide zu benutzen wäre.

Namentlich sind es bekannterweise die pontinischen Sümpfe, die durch ihre niedere Lage und weil das Wasser gar nicht abgeleitet wird, Miasmen aushauchen.

Dabei ist der Boden der Campagna fast ganz eben, und der Monte Marino, der St. Oresto und die albaner Berge, mit dem Monte Cavo als höchster Spitze, sind die einzigen Erhöhungen, auf denen die Klöster und Orte Marino, Frascati, Colonna, Albana und andere liegen.

Die zerstreut liegenden Seen waren sämmtlich früher Krater von Vulkanen.

Der Boden ist fruchtbar, aber schmählich vernachlässigt im Anbau, und statt daß fleißige Arbeiter den Segen des Landes ausbeuten, machen Räuber die Gegend unsicher. Vater Mozart selbst hatte schon am 28. April seiner Gattin nach Salzburg geschrieben: „Die Wege sind sehr unsicher, ich gehe von Rom nicht weg, bis ich weiß, daß Sicherheit ist, und mit dem Procaccio ist man in großer Compagnie.“*)

Ueberhaupt hat — wenn man das angenehme Bewußtsein, jeden Augenblick von Räubern überfallen zu werden, als romantisch betrachtet — die Campagna di Roma des Romantischen viel. Trümmer von Thürmen, Tempeln,

*) Nissen Seite 199.

Grabmälern, Wasserleitungen mit Epheu umrankt, bedecken sie überall. Wilde Rinderheerden sind dabei die einzigen Thiere, welche das ganze Jahr hindurch in der Campagne bleiben. In den Kanälen halten sich zahlreiche Büffel auf und starren unter den zottigen, schwarzen Stirnen mit wildem Blick die Vorüberfahrenden an. Von menschlichen Wohnungen aber sieht man nur das nomadenhafte Bretterhaus des Hirten, der ein elendes und kurzes, den verheerendsten Fiebern ausgesetztes Leben führt.

Das ist die Campagna di Roma. Die Amadeus jetzt in Gesellschaft des Vaters und der Augustinermönche durchfuhr. Aber der junge Mozart schenkte weder der Gegend noch der Gesellschaft Aufmerksamkeit, er saß still und in sich gekehrt in einer Ecke des Wagens und dachte an seinen fernen Freund Tommaso und an seine reizende Schwester Giuditta! — — —

So kam man im Augustinerkloster zu Marino an. Wolfgang war immer noch still, und als er den Vater bat, ihn vom Mittagessen zu dispensiren, da er sich mit einigen Orangen im Freien genügen lassen wolle, hatte dieser nichts dagegen einzuwenden.

Amadeus war also auf einige Stunden frei und konnte nun ungehindert dem Wunsche Guiditta's nachkommen und in der Grotte der heiligen Cecilie ein Vaterunser für sie beten. War doch diese Heilige, als Beschützerin aller Musiker, auch seine Schutzpatronin. Mit Freuden deutete ihm einer der Mönche den Weg dahin an. Er führte durch ein liebliches Thal, das um so schöner

erschien, als es mitten in der öden, baumleeren Campagna, wie eine Oase in der Wüste, lag.

Ein kleiner aber klarer Bach, vom Klosterberge kommend, floß langsam hindurch, bald sein helles cristallnes Bergwasser zeigend, bald verborgen von den großen Stengeln und Blättern der Canna und anderer Rohrgewächse. Wogende Getreidefelder und frisches Wiesengrün, aus dem Tausende von Anemonen und Maaslieb hervorsproßten, gaben dem einsamen Thale jenes Gepräge der Behaglichkeit, das Amadeus so sehr heute Morgen während der Fahrt durch die Campagna vermißt. Kein Mensch war zu sehen! Alles ruhte in der Mittagsschwühle.

Endlich erblickte der einsame Wanderer die Grotte, die von vulkanischen Felsmassen gebildet wurde, welche wohl einst, vor Tausenden von Jahren, eine gewaltige Eruption hierher geschleudert oder aus der Tiefe emporgetrieben hatte.

Der Eingang war mit Baumwurzeln, Epheuranken und anderen Schlingewächsen, in der ganzen Fülle südlichen Pflanzenreichthums, beinahe verhüllt — ein Beweis seltenen Besuches.

Amadeus bog sie zurück und trat ein. Aber er blieb überrascht stehen, so bezaubernd, so eigenthümlich war der Anblick. Die Höhle verzweigte sich augenscheinlich nach mehreren Seiten und hatte dadurch schon etwas Geheimnißvolles. Aber dies Geheimnißvolle wurde noch gehoben, durch das nächtliche Halbdunkel, das hier herrschte, und von den Büschen, die aus den zerklüfteten Wänden hervor-

wuchsen und den Eingang wie mit einem grünen Vorhange deckten. Zwischen den Felsen aber stand auf einer Art Altar eine steinerne Statue der heiligen Cecilie, die freilich keiner Meisterhand ihr Dasein verdankte und von der Zeit viel gelitten hatte.

Amadeus verrichtete hier — dem gegebenen Versprechen getreu — seine Andacht; dann suchte er sich tiefer in der Höhle, wo sich eine herrlich-weiche Moosbank befand, ein bequemes Plätzchen, zog seine Orangen aus der Tasche, verzehrte so sein frugales Mittagsmahl, und streckte sich dann, die Augen schließend, der Länge nach hin, um in wachen Träumen den schönen Traum, der letzten Wochen noch einmal an seiner Seele vorüberziehen zu lassen.

In diesem Augenblick ertönte nicht weit von ihm ein bekanntes Lied; — bekannt — denn es war von seiner eigenen Composition. Aber noch bekannter war die Stimme. Er sprang empor .... das Ohr eines Mozart konnte sich nicht täuschen; .... aber .... wie sollte sie hier sein? .... das war unmöglich!

Jetzt setzte die Stimme von neuem an .... Amadeus eilte einige Schritte vor .... und stand vor einem Mädchen, das in die Pilgertracht gehüllt war, die in Italien damals alle Wallfahrer und Wallfahrerinnen trugen, da sie für Jeden, selbst für Räuber, unantastbar heilig war. Aber rasch flog nun der breitkrämpige Hut und der lange Muschelkragen ab, und — Giuditta lag an seinem Halse!

„Giuditta!“ — rief Wolfgang vor Staunen außer sich — „wie ist es möglich, daß du hier bist?“

„Sehr leicht!“ — entgegnete diese lachend. — „Papa hat uns ganz pfiffig den letzten Abschied abgeschnitten, da hole ich mir ihn nun selbst. Meinst Du, ich ließe Dich so gehen, ohne ein ordentliches Lebewohl? und glaubt Papa eine Italienerin ließe sich so leicht täuschen? O! da irrt Ihr euch beide!“

„Aber ich begreife nicht!“ — .... rief Amadeus noch immer starr vor Staunen.

„Auf welche Weise die „kleine wilde Katze“ hierher kommt?“ — frug die Tochter Uslinghi's.

„Ja!“

„Sagte dein Vater nicht selbst, daß ihr heute zu Marino im Augustiner-Kloster das Mittagsmahl einnehmen würdet?“

„Allerdings!“

„Nun, ihr reist mit Mönchen, und wenn Mönche in einem auswärtigen Kloster ein Mittagsmahl einnehmen, so heißt das, daß sie wenigstens sechs Stunden Rast machen: zwei am Tisch, zwei im Keller und zwei schlafend.“

„Aber wie weißt du das?“

„Amadeo!“ — rief hier Giuditta heiter — „das ist eine „deutsche“ Frage. In Italien kennt dies jedes Kind.“

„Aber dein Hierherkommen?“

„Da ich also wußte, dich jedenfalls noch hier zu treffen, und die Grotte der heiligen Cecilie zu Marino der Ort ist, zu dem ich alljährlich viermal wallfahre, so war mein Entschluß bald gefaßt. Kaum ward ihr fort, so sagte

ich meiner Mutter gerade heraus, daß es für sie und mich eine Schande sei, von Papa Mozart hinter das Licht geführt worden zu sein — — eine Schande, die sich Italienerinnen nicht gefallen lassen dürften. Ich sei daher fest entschlossen, mich zu rächen und mir meinen Abschied von Dir durch List zu holen. Sie lachte .... denn das war ganz nach ihrem Sinn, da Euer Uebersiedeln in's Kloster sie auch verdrossen hatte."

„Aber dein Hieherkommen?"

„Ich nahm also auf der Stelle meinen Pilgerhut und Kragen und machte mich auf den Weg."

„Gestern schon?"

„Gestern! eine halbe Stunde nachdem ihr weggegangen."

„Und du gingst zu Fuße bis hierher?"

„Den Abend und die halbe Nacht durch. Dann schlief ich einige Stunden in Novelli bei meiner Base, und jetzt bin ich schon drei Stunden hier, die ich zum Beten benutzt habe."

„Aber da mußt du ja namenlos müde sein?"

„Was macht das? dafür hab' ich meinen Kopf durchgesetzt und mir einen Abschied von Dir erobert; Deinem Papa gezeigt, daß sich eine Italienerin nicht überlisten läßt — und endlich rechnet mir Pater Frattina, mein Beichtvater, die Wallfahrt als Buße an, das weiß ich schon."

Amadeus schüttelte lächelnd den Kopf. So sehr es ihn freute, Giuditta noch einmal zu sehen, so beunruhigte ihn doch sein Gewissen über den kleinen Betrug, der hier —

freilich ohne seinen Willen — dem Vater gespielt wurde, und Amadeus war nicht nur gewöhnt, des Vaters Willen als heilig zu achten, sondern auch nichts ohne sein Wissen zu thun. Hatte er bisher auch nicht im Entferntesten etwas Unrechtes in seiner brüderlichen Neigung zu Giuditta gesehen, so machte ihn diese Zusammenkunft irre, dann aufmerksam .... und bei dem glühenden Kusse, den die reizende kleine Italienerin jetzt auf seine Lippen drückte — — wußte er mit einemmale, daß es keine Schwester sei, die er in den Armen halte!

Und doch war dieser Kuß so süß, daß es ihn dabei mit einem seligen Schauer durchrieselte, — und doch hatte ihn noch kein Kuß so wunderbar angenehm berauscht, — und doch fühlte er heute zum erstenmale, daß er mit dem reizenden Mädchen einen Himmel in seinen Armen hielt.

Wie oft hatte er sich mit Giuditta in übertoller Laune gebalgt, sie umfaßt und umschlungen. Er war sich keines anderen Gefühles dabei bewußt geworden, als der Lust eines wilden Knaben, der mit einem anderen, oder seiner Schwester ringt. Heute — seit wenig Minuten war es anders. Der zum Jüngling heranreifende Knabe fing an zu fühlen, was es heiße: ein liebes, holdes, reizendes Mädchen in seinen Armen zu halten. In der That war denn auch die Zaubermacht und die Gewalt dieses neuen Eindruckes so groß, daß er alles Andere darüber vergaß. Und hatte nicht Giuditta für ihn den weiten Weg von Rom bis hierher zurückgelegt? .... war sie nicht Tag und Nacht gegangen, nur um von ihm noch einmal Abschied zu

nehmen? Konnte sein edles Herz, sein empfängliches Gemüth, für solche Beweise der herzlichsten Schwesterliebe unempfindlich bleiben?

Gewiß nicht! und zwar um so weniger, als es die Natur schon sehr empfänglich geschaffen. Amadeus gab sich also freudig den Gefühlen der Dankbarkeit und der aufkeimenden Liebe hin. In seinen Opern hatte er schon öfter Arien der Liebe componirt, ohne freilich die Liebe je zu kennen; jetzt fühlte er, daß das nur Noten ohne Sinn und Verstand seien — jetzt kam es wie eine ferne Himmelsahnung über ihn, was denn wohl Liebe sei!

Giuditta hatte sich unterdessen niedergesetzt, und Amadeus zu sich gezogen, so das sein Haupt in ihrem Schooße lag und sein feines schönes Gesicht in das ihre schaute. Lange sahen sie sich auf diese Weise lächelnd an, ohne zu sprechen; dann neigten sich beide gegeneinander, wie zwei Rosenknospen, die der Morgenwind wiegt, und fanden sich in langen seligen Küssen.

Stunden vergingen so im traulichen, süßen Geplauder, in Scherzen und Witzen, und sie waren um so schöner und seliger, als gar kein anderes Verlangen zu ihrem Bewußtsein kam, und der Engel der Unschuld und Kindlichkeit sie heiligte. Das Morgenroth der Liebe stand über ihnen: rosig, golden, unbeschreiblich schön; — sie schauten im Geiste hinein und schwelgten in der Ahnung des hinter ihnen liegenden Himmels.

Endlich war es Zeit sich zu trennen. Giuditta mahnte

selbst daran; denn auch sie mußte heute noch bis nach Novelli zu ihrer Base zurück. Aber sie sagte:

„Nun, Amadeo, haben wir Abschied genommen; jetzt auch kein Wort mehr. Du kommst wieder, und daß du mich nicht vergißt, weiß ich.“

Dann griff sie in ihren Busen, holte ein kleines goldenes Kreuz hervor und gab es Wolfgang mit den Worten:

„Nimm dies Amulet, es ist vom heiligen Vater selbst geweiht. Ich trage es seit meinem sechsten Jahre auf dem Herzen, trage du es auch da und wenn du es ansiehst denke an mich.“

Dabei umfaßte sie ihn stürmisch, — noch einen Kuß, und sie war in einem Seitengange der Höhle verschwunden.

---

## Eine Nacht in Neapel.

Der Abend hatte sein Dämmerlicht bereits über Neapel ausgebreitet, als es auf der Hauptstraße dieser Königin der Städte, der Riviera di Chiaja, die sich mit ihren prachtvollen Palästen der Länge nach an der Villa-Reale (den Tuilerien Neapels) hinzieht und an dem Ufer des Meeres bis zu dem Pausilipp erstreckt, lebendig wurde. Ist doch hier jeden Abend das Rendez-vous der ganzen neapolitanischen Welt, sowohl der haute société, als der Bürger, der Arbeiter, der Lazzaroni und der Bettler.

Die feinen jungen Herren auf kleinen calabresischen Pferden, die Damen in prächtigen offenen Wagen, die Officiere in glänzenden Uniformen, die Cabriolets auf hohen Rädern, oft mit zehn Personen besetzt, die Staatswagen des Adels — von Dienern in glänzenden Livreen und Fackelträgern umgeben — zahllose von ihren Geschäften

ruhende Arbeiter, Schaaren von Mönchen und Geistlichen aller Arten und Farben, Männer, Weiber und Kinder — — alles trifft sich hier und wimmelt bis Mitternacht schwätzend, liebend, schäckernd, jauchzend, lachend, bettelnd und genießend durcheinander, miteinander und aneinander vorüber. Auch heute war das Gedränge ungeheuer, — so furchtbar, daß es seinen Lärm weithin sandte und in der Ferne dem Toben des aufgeregten Meeres glich; — so gewaltig, daß es Jeden, der zum erstenmale in dasselbe gerieth, wahrhaft betäuben mußte. Und diesen Einfluß übte es denn auch in der That auf zwei Menschen, die augenscheinlich fremd waren und sicher die erste Nacht in Neapel zubrachten.

Diese beiden Menschen aber waren niemand anderes, als der fürstlich Salzburgische Capellmeister, Herr Leopold Mozart und sein berühmter Sohn, der cavaliere filarmonico!

Amadeus war von dem Treiben Neapels entzückt. Das war so ganz nach seinem Sinn und kam ihm sehr gelegen, nicht um die Eindrücke von Rom und Marino zu verwischen, wohl aber den kleinen Gewissensbissen ein Ende zu machen, die er noch immer über seine letzte, dem Vater verheimlichte Zusammenkunft mit Giuditta hatte.

Aber er konnte mit dem ernsten Vater darüber nicht sprechen; schon der Gedanke daran schnürte ihm die Kehle zu.

Dem Capellmeister selbst gefiel dies fröhliche Treiben ebenfalls, wenn es ihn auch — wie eben gesagt — betäubte.

Er blieb dabei, seiner Gewohnheit nach, ein stiller, ernster Beobachter, und als solcher folgte er denn auch mit seinem Sohne dem allgewaltigen Menschenstrome, der sie allmälich von dem aristokratischen Corso der Riviera di Chiaja nach dem mehr volksthümlichen Stadttheile Santa-Lucia hindrängte.

Aber welch' neue Scenen boten sich hier ihren Augen dar! Da reihte sich eine unabsehbare Masse von Ständen und Boutiquen an einander; und .... was für eigenthümliche Stände und Boutiquen waren dies?

Als Dach dienten zumeist Reste alter durchlöcherter Segel! — als Stand selbst, vier Stangen und einige alte Breter! Zur Beleuchtung zwei Lichter — an jeder Ecke eines! Auf den Bretern aber und am Boden in flachen Körben, gebettet auf grüne vom Wasser noch feuchten Seepflanzen, waren Millionen Austern, Muscheln, Schaalthiere aller Art — bekannt unter dem Namen frutti di mare (Seefrüchte) — und zahllose kleine Fische, die zumeist noch zappelten und hüpften, ausgestellt. Aus den Kehlen der halbnackten, nur und allein mit kurzen, aufgeschürzten Leinwandhosen bekleideten Verkäufer aber tönte es im tollsten Durcheinander:

„Signori! — Monsignori!" — „Ostrechini, Caranci, Ferali!" — „Achtung! Achtung! Alles noch frisch und lebendig!" — Und dazwischen das ersehnte: „Aqua gelata!" — „Aqua gelata!"*) der Wasserträger.

---

*) Eiswasser, mit einem Tropfen Anisett gemischt.

Und neben diesen Boutiquen, alte Weiber an der Erde kauernd und über Kohlenfeuer die gelben Kolben des Maises röstend. Ein eben so beliebtes als wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Dann wieder die beweglichen Zelte und Tische der Maccaronihändler und der Verkäufer der Wassermelonen, dieser segensvollen Frucht für Italien, von der es nicht umsonst heißt: „Per un soldo, si beve, si mangia, e si lava la figura!“*) Und welche Schaaren lustiger, genießender, jauchzender Menschen um diese Stände und Tische. Dazwischen Guitarrspieler, Seiltänzer und Gaukler, die edle Poricinelle, und die unvermeidlichen Marionetten. Und Mönche, wohin das Auge sieht! „feiste, sinnliche, lebensvolle Gestalten, schwatzend, tabackschnupfend und Beifall rufend wie die Anderen Alle!“

Vater Mozart und sein Sohn standen wie betäubt. Ein solches Leben kannte ihr deutsches Vaterland nicht! nicht einmal Wien, die stolze, doch gewiß auch als lebenslustig bekannte, Kaiserstadt! Ja Paris und London blieben hinter demselben zurück.

Plötzlich aber wichen die Laute der Freude einem drohenden Gemurmel, das sich wie ein dumpfgrollender Donner, zugleich mit einer ungeheueren Menschenmasse, daher wälzte. Mit Blitzesschnelle verwandelte sich dabei die Scene der Freude und der Lust in eine Scene so drohender Art, daß Vater Mozart in der That zu bangen

---

*) Für einen Kreuzer kann man sich satt trinken, satt essen und auch noch waschen.

anfing; allein von einem Ausweichen oder Zurückziehen war hier keine Rede. Sie standen in dem Gedränge wie angemauert. Die Ursache sollten sie bald erfahren. Es war ein hier zu den Alltäglichkeiten gehörender Auflauf der Lazzaroni, jenes Theiles der neapolitanischen Bevölkerung, der so gefährlich, daß König und Regierung ihn damals nur dadurch in Ordnung zu halten wußten, daß sie einem dieser Lazzaroni — der gewissermaßen das Haupt oder der Anführer derselben war — alle Monate fünfundzwanzig Ducati d'argento, also gewissermaßen einen Tribut, auszahlen ließen. *)

Tausende dieser halbnackten, mit Lumpen bedeckten Menschen, ohne Stand, ohne Beschäftigung, ohne Eigenthum und Obdach, deren Neapel damals über 40,000 zählte, wälzten sich also, in einen gewaltigen schwarzen Knäuel zusammengedrängt, murrend und schreiend daher. Es war nämlich aus einer am Wege nach dem Pausilippo gelegenen Capelle eine schwere goldene Kette gestohlen worden, die einige fromme Pilgrimme kurz vorher der dort aufgestellten Mutter Gottes geschenkt und um den Hals gehängt hatten. Der Verdacht des Diebstahls ruhte nun auf einem der Lazzaroni mit Namen Giacomo, bei dem man die Kette gesehen haben wollte. Sofort arretirte ihn die Polizei, und da sie den Richter des Stadtviertels auf dem Platze von Santa-Lucia wußte, so hatte man ihm den Thäter eben vorgeführt.

---

*) Mozart's Brief No. 14 aus Neapel.

Aber die Sache war sehr ernst, denn die tobende, murrende Masse der Freunde Giacomo's konnte jeden Augenblick eine die Ruhe Neapels bedrohende Emeute hervorrufen. Es kam also alles auf das Benehmen des Richters an, um den jetzt Tausende von Lazzaroni, Mönche, Bürger und Arbeiter, Käufer und Verkäufer einen Kreis bildeten. Sofort trat Todtenstille ein, denn der Richter hatte das Zeichen gegeben, daß das Verhör beginnen sollte.

„Tritt näher, Giacomo!" — sagte er jetzt mit fast väterlicher Stimme; denn er wußte recht gut, um was es sich hier handelte und wie diese Leute behandelt werden mußten.

„Tritt näher!"

Giacomo that es.

„Nun, mein Freund!" — fuhr der Richter fort, — „ist es wahr, daß du „der heiligen Mutter Gottes am Pausilippo eine goldene Kette gestohlen hast?"

„Ich habe sie nicht gestohlen!" — entgegnete gutmüthig der Lazzaroni.

„Wie? du hast sie nicht gestohlen?"

„Nein."

„Man hat sie doch bei dir gesehen!"

„Das ist wahr; aber ich habe sie nicht gestohlen."

„Giacomo! mach mich nicht böse."

„Ich habe sie nicht gestohlen."

„Nun gut!" — sagte der Richter mit unerschütterlicher Ruhe, — „du hast sie nicht gestohlen; aber du hast sie dir genommen!"

„Ich habe sie auch nicht genommen."

„Und hast sie doch? Wie ist das zu verstehen?"

„Nun," — versetzte Giacomo, — „ich will erzählen wie es gekommen ist."

„Also?"

„Sehen Sie, ich werde alt, Herr Richter; während meines ganzen Lebens aber war ich immer ein guter Christ, habe jeden Tag — des Morgens und des Abends — zu der heiligen Jungfrau gebetet. So war ich auch gestern nach der Capelle „der heiligen Mutter-Gottes am Pausilippo" gegangen, um zu ihr zu beten. Ich sagte ihr dabei, ich sei alt, — arbeiten könne ich nicht mehr .... und so fehle es mir an Allem. Als die Heilige das hörte, — sie wußte, daß ich ein guter Katholik war — nahm sie die Kette von ihrem Hals, gab sie mir und sagte: Nimm! da hast du für den Rest deines Lebens soviel du für Macaroni und Aqua gelata brauchst. Sehen Sie, Herr Richter, so bin ich zu der Kette gekommen."

Kaum aber hatte Giacomo mit einer Stimme voll Ruhe, Gemüthlichkeit und Ueberzeugung dies gesagt, als ein ungeheures Freudengeschrei von allen Seiten losbrach:

„Benedetta la madonna!" —

„Bravo, Giacomo, bravo!" —

„La santa madonna ha fatto un miracolo, per lui!"

„Bravo Giacomo!"

„Benedetta madonna!"*)

heulte und jubelte es durch die Lüfte!

---

*) Gesegnet sei die Madonna! Brav, Giacomo, brav! Die heilige Mutter Gottes hat ein Wunder für ihn gethan! ꝛc.

Aber der Richter blieb ruhig und wartete — dem mit pfiffiger Gutmüthigkeit und innerlicher Freude dreinschauendem Giacomo gegenüber — ab, bis sich der Lärm gelegt hatte. Als dies geschehen, sagte auch er mit fast jovialem Tone:

„Das ist gut, mein lieber Giacomo, sehr gut für dich; denn nun wirst du auch nicht gehängt. Ich glaube dir auch und auf diese Weise hast du allerdings die Kette nicht gestohlen."

„Auch nicht genommen!"

„Nein," — versetzte der Richter, — „auch nicht, was man zu sagen pflegt, genommen!"

„Nun denn .... so bin ich frei?"

„Ein einziges Wort noch!" — sagte der Richter mit feinem Lächeln. — „Ich glaube dir also, du hast die Kette nicht gestohlen, und es ist gewiß, die „heilige Mutter Gottes am Pausilippo ist sehr gut und gnädig gegen dich gewesen, daß sie dir die schöne Kette gab. Du aber, Giacomo, du hättest doch so zartfühlend sein sollen, .... sie nicht anzunehmen!"

„Es ist wahr!" — riefen jetzt einige Stimmen aus dem Volke — „Giacomo hätte sie nicht annehmen sollen!"

„Denn," — fuhr der Richter fort, — „die arme Mutter Gottes hat jetzt nichts mehr! Sie ist des schönen Schmuckes beraubt, den ihr fromme Hände gaben und der sie gewiß gefreut hat .... beraubt durch dich, Giacomo! — Das ist nicht schön .... die arme Madonna!"

„Die arme Madonna!“ — wiederholten Hunderte von Stimmen von allen Seiten. — „Gib ihr die Kette zurück, Giacomo!“

„Ja! zurückgeben! zurückgeben!“ — heulte es jetzt durch die Nacht.

Giacomo kratzte sich hinter den Ohren, zerdrückte mit verlegener Miene einige jener Thierchen auf dem Haupte, die bei den Lazzaroni nie fehlen, griff dann in die Tasche, zog die Kette heraus und gab sie dem Richter.

„Da ist sie!“ — sagte er dabei gelassen — „aber ich bin fest überzeugt, es wird der Heiligen peinlich sein, wiederzunehmen, was sie mir geschenkt hat.“

„Glaub's nicht!“ — versetzte der Richter kopfschüttelnd — „es wird sie im Gegentheil freuen, und der Beweis davon ist der, daß sie dir die Kette sicher nicht zum zweitenmale gibt!“

Der Richter sprach diese Worte mit besonderer Betonung, steckte dann die Kette ein und wandte sich zum gehen.

Der ganze Haufe aber, der sich noch wenige Minuten zuvor so drohend gebärdet hatte, daß eine Emeute fast unvermeidlich schien, lachte jetzt und trug den frommen Giacomo, — für den die Mutter Gottes ein Wunder gethan und der doch so christlich gewesen, ihr den Schmuck zurückzugeben, — jauchzend und singend von dannen.

„Wunderbare Stadt, wunderbare Menschen!“ — flüsterte der Capellmeister seinem Sohne zu, — „hier haben wir so recht den italienischen Charakter aus erster Hand. Eben noch Gesichter voll Rache, Hände an den

Dolchen, ein furchtbar drohender Auflauf — und jetzt . . . Lachen und Scherz, Freude und Gemüthlichkeit aller Orten!"

„Mir gefällt dies lebendige, feurige Wesen ungemein!" — sagte Wolfgang heiter, — „ich glaube sogar, ich verspüre so etwas italienisches in meinen Adern!"

„Deutsch, Wolfgang, deutsch ist besser!" — versetzte der Vater, — „ihre musikalischen Kenntnisse kannst du ihnen ablernen; ihren Charakter laß ihnen!"

Das Lärmen und Treiben aber wurde beiden jetzt doch zu viel. Sie gingen daher dem stilleren Theil der Gegend zu; es war das Ufer des Meeres. Aber auch hier waren sie nicht allein.

„Excellenzen, Excellenzen! einsteigen!" — rief ihnen ein Schiffer zu — „der Vesuv arbeitet! alle Fremden eilen hin!"

„Der Vesuv arbeitet?" — riefen Vater und Sohn und im gleichen Augenblicke standen sie in der Barke.

„Nach Portici?" — frug der Schiffer.

„Ja, Portici zu!" — sagte der Capellmeister und beiden klopfte das Herz.

Der Schiffer nahm das Ruder.

Aber kaum glitt die Barke einige Minuten auf dem Wasser dahin, als sich ein unaussprechlich schönes Bild vor ihren Augen entrollte.

Die Nacht hatte sich bereits vollkommen über die Erde und das Meer gelagert; aber — als ob sie bedaure, das herrliche Neapel verhüllt zu haben, — hatte sie den

Mond herbeigerufen, der nun groß und still aufging und mit seinem Silberglanze das Meer, die Felsen, die prachtvollen Landhäuser und Paläste, und dort, dort! .... den dunkelen Riesen Vesuv verklärte.

Und welche Gegensätze! — Das Meer, so unendlich groß, so majestätisch, so still erhaben, mit dem über ihm langsam dahinschwebenden Monde ein Bild der tiefsten Ruhe, des ewigen Friedens. Und hier! der innerlich kochende und glühende Riese mit den hoch aufsteigenden Rauchsäulen, die von Zeit zu Zeit gewaltig aufblitzende Feuerstrahlen durchbrachen, glühende Steine wie Brandraketen weit abschleudernd; während blutrothe zähe Flammenströme, dem Krater entquellend, in prachtvoll furchtbarer Erhabenheit langsam und wie mit dämonischer Majestät an den Seiten des Berges herniederflossen.

Amadeus — überrascht und gefesselt durch die Großartigkeit und Schönheit des Anblickes — saß stumm und regungslos am einen Ende der Barke; aber seine Blicke ruhten staunend bald auf dem Himmel, bald auf dem Meere, auf dem feuerspeienden Riesen und auf der träumenden Stadt.

Die Nacht war unaussprechlich schön, und doch ward es ihm fast ängstlich zu Muthe, wenn er dachte: daß nur einige Meilen von diesem ruhigen Meere, von dieser schwelgerischen Stadt, mit ihren so sorglos dahintaumelnden Bevölkerung, unter diesem ruhigen klaren Himmel, in dieser von Weichheit und köstlichen Düften erfüllten Atmosphäre ein Heerd furchtbarer Revolutionen throne,

wo alle Elemente kochten, gährten, brannten und sich mit Wuth bekämpften; daß in den blutenden und zerrissenen Eingeweiden der Erde da unten der furchtbarste und entsetzenerregendste ewige Krieg wüthe!

Auch den Vater erfüllten solche Gedanken. Nach einem langen Schweigen sagte er daher jetzt: „Nie ward es mir in meinem Leben noch anschaulicher, wie unsicher und nichtig auch das Schönste auf dieser Welt ist; wie all das blühende Leben doch nur über dem Abgrunde des Todes und des Verderbens spielt. Der Vesuv kommt mir wie die Werkstätte finsterer höllischer Dämonen vor, die von hier aus in nächtlicher Stille die Welt überfluthen mit ihrem unseligen Treiben."

Er winkte dem Schiffer und die Barke drehte sich dem Heimwege zu.

Das Meer wurde glatt und glänzend wie ein ungeheuerer unabsehbarer Spiegel; kein Lüftchen bewegte seine Oberfläche, so daß die Sterne ganz hell aus der Tiefe wiederstrahlten und die Barke wie zwischen zwei Himmeln dahinglitt.

Da ertönte es plötzlich, von einem fernen Fischernachen her, gesungen von vier schönen Männerstimmen:

„O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria!
„Mater amata, intemerata, ora, ora pronobis."

Und der berauschende Duft der südlichen Pflanzenwelt erfüllte, die zauberhaft weiche Luft. Die Sterne am Himmel und im Wasser funkelten hell und heller auf, und

wie ihr zitternder Strahl an das Herz des jungen Mozart klopfte, da lösten sich alle Schleußen der Seligkeit und die Nacht und das Meer und die Sterne und die Töne riefen ihm leise, leise zu „Giuditta!“ „Giuditta!“ Und er schloß die Augen — — und das Bild des geliebten, reizenden Mädchens schwebte lange vor seiner Seele.

---

## Der Zauberring.

Amadeus befand sich nun mit seinem Vater schon seit einigen Tagen in Neapel und zwar gefiel es beiden hier besser, als an irgend einem der anderen Orte, die sie bisher besucht. Wären Giuditta und Tommaso noch dagewesen, so würde Wolfgang geglaubt haben, in das Paradies versetzt zu sein.

Alles vereinte sich aber auch zu einem so schönen Zusammenwirken, wie man es sich nur denken konnte. Die herrliche Lage Neapels, die Schönheit der Stadt selbst und ihrer Umgebung, das heitere und doch so gewaltig-pulsirende Leben in ihr, die herzliche und begeisterte Aufnahme, die sie fanden, die Freunde und Verehrer, die sich ihnen anschlossen!

Besonders waren es der Baron Tschudy, die Gemahlin des kaiserlich österreichischen Gesandten, die Gräfin

Kaunitz, geborne Fürstin von Oettingen, und die Marquise Tanucci, die sie gleich bei ihrer Ankunft mit offenen Armen empfingen. Letztere schickte schon den zweiten Tag ihren Haushofmeister zu den neuen Ankömmlingen, und ließ ihnen melden, daß derselbe jederzeit zu ihren Befehlen stehe, um sie in einem Wagen seiner Herrin aller Orten herum zu führen und ihnen alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Auch die alte Principessa Belmonte und die ihnen von London aus schon befreundete Lady Hamilton schlossen sich den Ebengenannten an; während ihnen aus der musikalischen Welt der damals allgemein beliebte und bekannte Componist Jomelli — dessen Oper Cajo Mario gerade damals mit großem Beifall in Neapel gegeben wurde — und ein deutscher Compositeur mit Namen Doll voll der herzlichsten Liebenswürdigkeit entgegen kamen.

Vom Hofe freilich war noch keine Einladung gekommen, obgleich die Königin Amadeus immer freundlich grüßte, wo sie ihn sah; dagegen hatte eine Akademie, von der Gräfin Kaunitz veranstaltet, den jugendlichen Meister in den höchsten Kreisen bereits eingeführt und namentlich auch mit dem Herzoge von Calabritta und dem Prinzen Francavilla, beide Verwandte des Königs, in Berührung gebracht. Das nächst Wichtigste aber für unseren jungen Musiker war nun eine Einladung in das Conservatorium della Pieta, woselbst er sich vor einem Kreise vornehmer Neapolitaner und den Zöglingen des Conservatoriums hören lassen und seine Meisterschaft als Clavier-

spieler beurkunden sollte. Doll und Jomelli hatten versprochen, ihn und den Vater zu diesem wichtigen Gange abzuholen.

Es war bereits sieben Uhr des Abends. Die größte Hitze war vorüber, und durch die geöffneten Jalousien zog ein frisches, erquickendes Lüftchen ein. Der Vater hatte sich auf den Balkon gesetzt, der sich vor dem Zimmer befand, und schaute, in nicht zu beschreibender Behaglichkeit, auf das Bild, das sich vor seinen Augen ausbreitete und das den ganzen Golf von Neapel umfaßte. Amadeus dagegen saß am Claviere und spielte mit stillem Entzücken einen Menuett von Haydn, den ihm Nannerl vor wenigen Tagen zugeschickt: Haydn war ja sein Ideal, seine Freude und — als Deutscher — sein Stolz.

In diesem Augenblick traten die beiden musikalischen Freunde ein. Amadeus ließ sich nicht stören:

„Hören Sie nur! hören Sie nur!“ — rief er ihnen mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit entgegen — „hören Sie nur etwas Neues von dem großen, göttlichen Haydn! . . . . Welch' ein Ausdruck heiteren Gemüthes! . . . . Ist das nicht als ob man in ein Gewühl glücklicher Menschen hinein komme? . . . . Ist das nicht als ob Kinder lachten, sich neckten, mit Blumen würfen? . . . .“

Und er spielte in vollem Entzücken weiter. Endlich stand er auf und rief, indem sich sein von der Sonne des Südens leicht gebräuntes Gesicht ganz prophetisch verklärte:

„Wie schön, wie beneidenswerth ist doch der Wirkungs-

kreis eines Tonkünstlers! Ich sehe es wieder an dieser Schöpfung. Mit seinen süßen Harmonien entzückt er Tausende und Abertausende empfänglicher Seelen; schafft ihnen die reinste Wonne; erhebt, besänftigt, tröstet sie! — Ja! auch dann, wenn er nicht mehr ist, lebt er fort in seinen Werken .... und Tausende segnen und bewundern ihn."

„Nun!" — versetzte Jomelli — „unser guter Amadeus ist auf dem besten Wege ein solch' glücklicher Unsterblicher zu werden!"

„Ja," — rief Wolfgang lachend — „Wunsch und Wille sind dazu da; aber sonst bis jetzt noch wenig. Dagegen haben Sie sich, Herr Capellmeister, schon die schönsten Denkmale gesetzt. Ihre Opern: „Iphigenia" und „Cajo Mario" entzücken ganz Italien, und ihr meisterhaft gesetzter Psalm: „Benedictus dominus deus Israel" ist unvergleichlich schön. Wir hörten ihn in Rom!"

„Es geht aber nichts über klassische Kirchenmusik!" — sagte der Vater, der jetzt hinzugetreten war und den beiden Freunden die Hände drückte; — „und darin hat Amadeus recht, Ihr Psalm, Jomelli, ist eine klassische Composition, und wird überall entzücken."

„Die Musik ist eben die wahre allgemeine Sprache," — versetzte Jomelli — „die man überall versteht: daher kennen sie alle Länder und Völker, darum tönt sie durch alle Jahrhunderte, — darum wird sie mit so großem Ernst und Eifer unaufhörlich geredet; deßhalb macht eine bedeutsame, vielsagende Melodie auch gar bald ihren Weg um

das ganze Erdenrund; während eine nichtssagende gemeinlich schnell verhallt und ersti:bt."

„Nur muß sie nicht von Dingen reden wollen," — versetzte Amadeus — „sondern einzig und allein von Gefühlen: denn gerade weil sie das Reich der Gefühle so unumschränkt beherrscht, spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar nichts zu sagen hat. Daher ist alle malende Musik ein Mißbrauch! ..... o, ich fühle es so deutlich in mir, deutlicher als ich es sagen kann: Musik soll nichts Anderes sein, als Ausdruck der Leidenschaften."

Doll und Jomelli hatten mit Staunen den Worten des, in seinem Aeußern fast noch knabenhaften, Maestro zugehört. Er hatte mit dem Ernste eines erfahrenen Mannes gesprochen und doch war er ihnen bis dahin fast nur als ein ausgelassenes heiteres und witziges Kind vorgekommen. Aber sie sollten bald noch mehr erstaunen; denn wenn Amadeus einmal von Musik sprach, waren alle Kinderpossen vergessen und er erschien als vollkommen urtheilsreifer Mann. Diese Urtheilsreife lag aber eben so ursprünglich in ihm, als die Begabung zu Compositionen und technischer Ausführung. **Er war mit diesen Gaben geboren.**

Jomelli wollte ihm indessen heute einmal auf den Zahn fühlen und fuhr daher in dem Gespräche fort, indem er zu Amadeus gewandt, frug:

„Für was erklären Sie eigentlich die Musik? Was ist sie wohl, ihrer tiefsten Bedeutung nach?"

Wolfgang überlegte einen Moment, dann sagte er mit leuchtenden Augen, als spräche er einen Satz seines inneren Evangeliums aus:

„Musik ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist!"

Die drei älteren Männer standen frappirt.

„Aber wie wollen Sie dies erklären?" — frug Jomelli weiter.

„Erklären?" — wiederholte Amadeus, wenn nur das „erklären" nicht wäre. Ich fühle das Alles, aber das „erklären" wird mir oft sauer."

„Du mußt es aber doch versuchen!" — sagte der Vater — „denn nur so wirst Du Dir klar."

„Nun!" — rief Wolfgang — „probiren wir's; aber ich muß einen Vergleich zu Hülfe nehmen. Das Verhältniß der Tonkunst zu dem ihr jedesmal aufgelegten bestimmten Aeußerlichen, wie Marsch, Tanz, Aktion, kirchliche oder weltliche Feierlichkeit u. s. w. ist analog dem Verhältniß der Architektur als blos schöner, d. h. auf rein ästhetische Zwecke gerichteter Kunst zu den wirklichen Bauwerken, die sie zu errichten hat, mit deren nützlichen, ihr selbst fremden Zwecken sie daher die ihr eigenen zu vereinigen suchen muß, indem sie diese unter den Bedingungen, die jene stellen, doch durchsetzt, und demnach einen Tempel, Palast, Zeughaus, Opernhaus u. s. w. hervorbringt, daß es sowohl an sich schön, als auch seinem Zwecke angemessen sei und sogar diesen, durch seinen ästhetischen Charakter selbst ankündige. In gleichem Verhältnisse steht nun die Musik zu Welt

und Leben. Ich kann sie mir ideal denken; aber dann ist sie Musik der Sphären. Für uns Erdenmenschen tritt sie nur auf, wenn sie die Melodie zu dem Text wird, den Welt und Leben geben. Die Mutter will ihr Kind in den Schlaf singen, Krieger ziehen in den Kampf, lustige Mädchen wollen tanzen, fromme Seelen sich erheben ..... da haben wir die Texte zu dem Wiegenlied, dem Marsch, dem Tanze, der Kirchenmusik."

„Sollte aber die Dienstbarkeit zu all diesen willkürlichen Zwecken das eigentliche Wesen der Musik sein?" — frug hier Doll.

„Nein! gewiß und wahrhaftig nicht!" — rief Amadeus eifrig und mit leuchtenden Augen. — „Ihrem eigentlichen, tiefinnersten Wesen ist dies Alles so fremd, wie der rein ästhetischen Baukunst die menschlichen Nützlichkeitszwecke. Wären wir höhere, nicht an die äußere Erscheinung gebundene Wesen, wüßten wir, daß die Musik ihrem tiefsten Wesen nach keinen Text bedarf, ja, ohne ihn, sich viel freier bewegt; aber wir sind eben Menschen und mit der irdischen Musik an Raum und Zeit, Welt und Leben gebunden. Dennoch geht etwas praktisches hieraus hervor: auch unsere Musik wird da ihren Höhepunkt erreichen, wo sie sich am freiesten vom Text macht, also im Concert, in der Sonate und vor allem in der Symphonie!"

„Sehr richtig!" — sagte Jomelli — „die Symphonie ist der schönste Tummelplatz der Musik, auf dem sie ihre Saturnalien feiert."

„Und" — rief Amadeus — „den ganzen Jubel der Menschenbrust aushaucht! O ich sehne mich darnach eine zu schreiben, und hier kann man es lernen. Das Leben in Neapel ist eine einzige große Symphonie! — Aber wir sind von unserem Thema abgekommen, und doch möchte ich mich hier noch über etwas aussprechen."

„Also?" — sagte der Vater.

„Ich sprach vorhin vergleichend von der Architektur," — fuhr Wolfgang fort, — „nun, das Schicksal dieser Kunst führt mich wieder auf das der Musik. Beide sind auf böse Abwege gerathen, von welchen sie zurückgebracht werden müssen."

„Und welches sind diese Abwege?" — frug Jomelli.

„Das was man thörichterweise jetzt ihre Tugenden nennt!" — versetzte der junge Maestro eifrig — „die römische Architektur, das hat man ja in Italien täglich vor Augen, kam unter den späteren Kaisern dahin, daß ihre reine ursprüngliche Schönheit unter der Ueberladung mit Verzierungen unterging. Ist es mit der Musik unserer Tage anders? Wird nicht alle Einfachheit und natürliche Schönheit verrückt und erdrückt von Schnörkeln, Verzierungen und Ueberladungen? Lärm, Lärm und wieder Lärm! ..... Viele Instrumente, viele Kunst, .... aber wenig Wahrheit, wenig deutliche, eindringende und ergreifende Grundgedanken!"

Vater Mozart war bei dieser etwas allzukühnen Aeußerung seines Sohnes unruhig geworden. Er fürchtete, daß sich Jomelli durch diesen directen Tadel der

damaligen italienischen Musik beleidigt fühlen und die Worte des Sohnes vielleicht weiter verkünden könnte. Aber Jomelli, der dies bemerkte, legte beruhigend seine Hand auf des alten Mozart's Arm und sagte lächelnd:

„Befürchten Sie nichts, mein edler Freund, Ihr Sohn spricht mir aus der Seele, und ich glaube, daß mein Cajo Mario beweist, daß ich denke, wie er."

„Deshalb machte ich auch meiner Seele bei Ihnen Luft!" — rief Amadeus. — „Ich habe so viele schaale, nichtssagende, melodielose Compositionen des Zeitgeschmackes hören müssen, daß ich — gerade bei Ihrer Oper — mir vornahm, Ihrem Beispiele zu folgen, und wenn ich jetzt meine Oper für Mailand schreibe, den überflüssigen, entstellenden Quark wegzulassen."

Vater Mozart ward es, trotz der erfrischenden Seeluft, die durch die geöffneten Jalousieen hereinwehete, immer heißer: aber Amadeus war einmal im Zuge und so mußte der Vater mit Bangen und Zagen zuhören, wie sich sein vierzehnjähriger Sohn in den kühnsten reformatorischen Ideen erging:

„Die große Oper" — sagte der junge Maestro jetzt — „ist gar kein Erzeugniß des reinen Kunstsinnes mehr, vielmehr des barbarischen Begriffs von Erhöhung des ästhetischen Genusses mittelst Anhäufung der Mittel. Gleichzeitigkeit ganz verschiedenartiger Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Masse und Kräfte; während doch die Musik, als die mächtigste aller Künste für sich allein, den für sie empfänglichen Geist

vollkommen auszufüllen vermag; ja, ihre höchsten Produktionen, um gehörig aufgefaßt und genossen zu werden, den ganzen ungetheilten und unzerstreuten Geist verlangen, damit er sich ihnen hingebe und sich in sie versenke, um ihre einfache, aber so geheimnißvolle als innige Sprache zu verstehen. Statt dessen dringt man jetzt in der Oper zugleich durch das Auge auf den Geist ein, mittelst des buntesten Gepränges, der phantastischsten Bilder und der lebhaftesten Licht- und Farben-Eindrücke; wobei noch außerdem die Fabel des Stückes ihn beschäftigt. Durch dies Alles aber wird der Zuhörer abgezogen, zerstreut, betäubt, und so am wenigsten für die heilige, geheimnißvolle innige Sprache der Töne empfänglich gemacht."

„Da bietet doch die Kirchenmusik einen viel reineren Genuß!" — fiel hier Vater Mozart ein, der in seiner Verlegenheit nach einer Wendung des Gesprächs haschte.

„Freilich! Freilich!" — rief Amadeus — „schon darum, weil deren meistens unvernommene Worte, oder das wiederholte „Hallelujah!" — „Gloria!" — „Eleison" — „Amen" u. s. w. zu einem bloßen Solfeggio*) werden, in welchem die Musik — den allgemeinen Kirchencharakter bewahrend — sich frei ergeht und nicht, wie beim Operngesange, in ihrem eigenen Gebiete von Miseren aller Art

---

*) Solfeggien heißen die von Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert zur Bezeichnung der Töne erfundenen Silben: ut, re, mi, fa, sol. Jedes Ueben im Notensingen und Notenlesen ohne Text, blos mit der Aussprache der Tonbezeichnung heißt daher Solfeggiren. Ein so gesetztes Tonstück ist ein Solfeggio.

beeinträchtigt wird, sondern sich frei und mit großen Flügelschlägen emporschwingt, wie ein Seraph!"

„Ja, ja!" — rief Jomelli und reichte Amadeus mit dem Ausdruck der aufrichtigsten und tiefsten Achtung die Hand — „ja! junger Mann, Sie haben recht! Messe und Symphonie allein geben vom höheren rein musikalischen Standpunkte aus betrachtet, ungetrübten, vollen musikalischen Genuß; während in der Oper die Musik sich nur gar zu oft mit dem schalen Stück elend herumquält und mit der ihr aufgelegten fremden Last durchzukommen sucht, so gut sie kann."

„Jetzt aber war Vater Mozarts Angst bis auf das höchste gestiegen:

„Kinder!" — rief er daher mit fast rührender Besorgniß — „Kinder, Ihr habt beide recht und ich theile Eure Ansicht ganz und gar. Aber ich beschwöre Euch, kommt von dem unseligen Gedanken ab, den einmal herrschenden Geschmack zu reformiren. Hört mich, als einen Mann von Erfahrung: Ihr seid verloren, wenn Ihr es thut! Führt das Gute und Schöne, was Euer Genius gebiert, immer ein; aber achtet die alten anerkannten Doctrinen. Führt die Menschen nach und nach zum Besseren, — läutert, veredelt die Musik — aber langsam, allmälig, unbemerkt. Wer den Menschen das Gute mit Gewalt aufzwingen will, erliegt den Anathemen der Privilegirten und Beschränkten; — wird, ist er ein Musiker, von ihrem Schreien, Toben und Pfeifen zu Tode gehetzt werden!"

„Bester Capellmeister," — versetzte Jomelli lächelnd — „Ihr seid zu ängstlich. Alles schreitet vorwärts, also auch die Musik. „Laßt die Todten ihre Todten begraben!" sagt die heilige Schrift; wir, die Lebenden sind verpflichtet den Gesetzen des Lebens Rechnung zu tragen und das Alte, Ueberlebte abstreifend, Neues, Edleres und Besseres zu schaffen."

Vater Mozart schüttelte trübe das Haupt; dann sagte er zu Jomelli:

„Ihr, Herr Capellmeister, seid ein Mann von begründetem Rufe, großen Talenten und ausgebreiteten Lebenserfahrungen. Vielleicht glückt es Euch; aber ich fürchte, ich fürchte, Ihr fallt Eurem edlen Streben zum Opfer. Amadeus ist noch ein Knabe — ein Anfänger — er hat jedenfalls jetzt noch das Alte zu achten. Steht er einst groß da, dann mag er thun, was er nicht lassen kann!" *)

Indessen war die Zeit zum Besuche in dem Conservatorium della Pieta herangekommen. Die Musiker machten sich also mit Amadeus auf den Weg dahin.

Das Conservatorium war ein altes düsteres Gebäude,

---

*) Die Voraussagung in Betreff Jomelli's erfüllte sich leider nur zu bald. Beauftragt für Johann V. König von Portugal, mehrere Opern zu schreiben, bemühte sich dieser verdienstvolle Mann einen besseren und einfacheren Styl in der Operncomposition einzuführen, wurde damit aber überall verhöhnt, angefeindet und zurückgestoßen. Diese Unbillen, zahllose Verfolgungen und die kalte Aufnahme seiner Opern brachen ihm das Herz, so daß er schon nach 4 Jahren — 1774 — starb. Unter seinen Kirchenstücken zeichnet sich besonders ein „Miserere" und „Requiem" aus.

das eher das Ansehen eines Klosters, als das einer theoretisch und praktischen Bildungsanstalt für Musiker und Sänger hatte. Das große dunkle Thor glich einem Löwenrachen und der Empfang-Saal sah — trotz der vielen Heiligenbilder an den Wänden — eine Reitschule gar nicht unähnlich. Die Eindrücke, welche es daher auf Wolfgang machte, waren durchaus keine angenehmen, und die Stimmung, in die sie ihn versetzten, wurde durch die große Gesellschaft von Herren und Damen, die er außer den Schülern des Conservatoriums hier fand, durchaus nicht gehoben.

„Da geht wieder mein Leiden an,“ — sagte er daher nach den ersten Begrüßungen in verdrießlichem Tone halblaut zu seinen Gefährten. — „Das wartet wieder Alles auf Hexereien und musikalische Seiltänzerkünste! Sehen wollen sie, wie meine Finger hüpfen und fliegen . . . . der Flug der Phantasie, das Hervorrufen musikalischer Ideen ist nicht die Sache der Menge.“

Und er war zerstreut, sein Blick unstät, sein Geist bei dem vorhin geführten Gespräche. Endlich bat man ihn, sich an das Clavier zu setzen. So wie er aber diesen Platz eingenommen, war er auch ein ganz anderer Mensch. Die Gesellschaft existirte nicht mehr für ihn. Ernst und gesammelt blickt sein Auge vor sich; jeder Muskel drückte die Bewegung aus, die in ihm vorging und welcher er durch Töne Sprache gab.

So fing er, wie gewöhnlich, in langsamen Tempo an. Es war eine einfache Melodie, noch einfachere Harmonie,

die nur nach und nach interessanter wurden. Er that dies, theils um sich selbst erst zu erheben, theils um den Geist der Zuhörer zu sammeln und dann mit sich in kühnem Adlerfluge emporzutragen.

Aber Wolfgang bemerkte nicht dabei, daß die Leutchen ringsumher sich ansahen, und daß über manches Gesicht eine Miene flog, die halb spöttisch, halb verächtlich sagte: — „Sehr gewöhnlich!"

Da ward das Spiel Mozarts plötzlich feierlich, seine Harmonie frappant und groß; aber das Frappante und Große war für gewöhnliche Ohren zu schwer. Das deuchte den Meisten langweilig, und so fingen verschiedene Damen an, einander etwas zuzuflüstern, mehrere nahmen Theil, am Ende sprach beinahe die halbe Gesellschaft leise.

Jetzt erst bemerkte dies Amadeus, der bis dahin zu tief in seine Phantasien versunken war, um etwas anderes als die Klänge zu hören, die seinen Geist erfüllten und seine Hände wachriefen. Das Blut schoß ihm, dem leicht Gereizten, zu Kopf.

„Dummköpfe!" — brummte er ziemlich laut, aber in deutscher Sprache, vor sich hin. — „Sie schwätzen und basen, weil ich die Töne keine Purzelbäume auf ihrem Trommelfell schlagen lasse. Aber wartet, ich will euch Respekt einflößen!"

Und mit einemmale, den Hauptgedanken mit einer brillanten Wendung wiedergebend, behandelte er denselben mit einer Virtuosität, die sogleich Alles verstummen machte,

— und variirte dann die Melodie zehn bis zwölfmal mit solcher ungeheuren Fingergewandtheit, daß sich die ganze Gesellschaft staunend herbeidrängte. Aber je mehr Ausrufe des Entzückens und der Bewunderung Amadeus jetzt hörte, desto wilder vor Zorn und Verachtung ward er. Seine kleinen schönen Hände flogen in den, nun wie zum Hohn und Spott losgelassenen Fingerhexereien so schnell über die Tasten, daß sie effectiv fast nicht mehr zu sehen waren und nur der Brillant seines Ringes durch sein Blitzen ihre pfeilschnellen Bewegungen kundgab.

Jetzt war die Gesellschaft starr und stumm, vor Staunen. Namentlich erfaßte die Schüler des Conservatoriums ein unheimliches Grauen. Es war bei vielen — namentlich den älteren, die sich schon Jahre lang mit dem Clavier quälten, ohne es zu etwas Bedeutendem zu bringen — das Bewußtsein ihrer völligen Nichtigkeit gegen diesen vierzehnjährigen Knaben aus dem barbarischen Deutschland. Sie starben bald vor Neid, und als Amadeus geendet und ein lauter Applaus sein Spiel lohnte, zuckten mehrere die Achseln und flüsterten den Nächststehenden etwas in die Ohren. Da hörte man denn manches: „Ja so!" — „Jetzt begreife ich es!" — „Natürlich!" — „Das ist keine Kunst!" — und bald ging das Gezischel durch den ganzen Saal.

Wolfgang unterhielt sich gerade mit dem Director des Conservatoriums, und sah und hörte von diesem unanständigen Treiben daher nichts; in desto größere Verlegenheit brachte es Vater Mozart, Doll und Jomelli. Endlich sagte Letzterer: „Ich muß wissen, was das ist." Und auf

einen der Schüler zugehend, der ihm bekannt und verwandt war, frug er nach der Ursache dieses auffallenden Betragens.

„Je nun!“ — entgegnete dieser — „meine Freunde meinen, es sei so leicht als unrühmlich auf die Weise des jungen Herrn Mozart sich Ehre zu verdienen.“

Jomelli stutzte.

„Ich verstehe Sie nicht!“ — sagte er dann. — „Leicht? — wo ist denn einer von Ihnen allen, der sich mit ihm messen könnte? und was soll das „unrühmlich“ bedeuten?“

„Jeder kann sich mit ihm messen, der sich dazu hergibt, sich desselben Mittels zu bedienen.“

„Mittel? .... ich wüßte hier keines, als ein eminentes Talent und eine horribele Fingerfertigkeit, die einen unbeugsamen Fleiß voraussetzt!

„So?“ — rief der Schüler verächtlich lächelnd.

„Was soll Ihr „so“?“ — rief jetzt Jomelli, in ächt italienischem Zorn aufblitzend, so laut, daß auch der Director des Conservatoriums und Amadeus es hörten und näher traten.

„Sie sind des Herrn Freund!“ — entgegnete achselzuckend der Schüler.

„Ich bin ein fünfzigjähriger Mann von begründetem Ruf,“ — ertgegnete Jomelli stolz, — „und beuge mich in hoher Verehrung vor diesem jungen, aber ächten Künstler, den selbst Bologna zum Cavaliere filarmonico ernannt hat.“

„Was wohl nicht geschehen wäre, wenn man gewußt hätte . . . .“

„Was?“ — fielen hier Amadeus, Jomelli und Doll zugleich ein.

„Daß Sie einen „Zauberring“ am Finger tragen,“ — platzte jener heraus — „der Ihnen die Kunstfertigkeit, mit welcher Sie alle Welt hinreißen, durch magische Kraft gibt!“

„Ja! es ist ein Zauberring,*) den er am Finger trägt!“ — riefen jetzt eine Menge Stimmen.

Jomelli und Doll lachten laut auf; über die feinen Züge des jungen Mozart's aber lief nur ein leises Lächeln, in dem indessen der Ausdruck tiefsten Bedauerns lag. Ohne ein Wort zu sagen, streifte er den Ring vom Finger, legte ihn in die Hand des Directors, setzte sich abermals an das Clavier und spielte nun wo möglich noch wundervoller, eleganter, künstlicher und hinreißender wie zuvor.

Die Eleven standen verdutzt, bleich . . . . sprachlos da, den Ausdruck der Schaam in den bornirten Zügen; und jetzt kannte, als Amadeus geendet, die Bewunderung der bis dahin Ungläubigen keine Grenzen mehr.

Aber Wolfgang fühlte sich nicht behaglich, und drang auf baldiges Weggehen.

Der Vater willigte gern ein und Jomelli und Doll begleiteten sie. Als sie aber das Conservatorium kaum hinter sich hatten, machte Amadeus zum Schrecken Aller

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. Seite 203.

auf einmal und mitten auf der Straße einen Luftsprung, indem er — freudig, wie ein freigelassener Sclave — rief:

„Zum Teufel jetzt die Dummheit der Menschen! Gott sei Dank ich bin diese Gesichter los und will heute Abend so ausgelassen sein, als hätte ich die Nannerl oder meine „kleine wilde Katze“ bei mir!“

„So kommt zu mir!“ — rief Jomelli, — „Ihr seid heute Abend meine Gäste!“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und nun hätte man Amadeus sehen sollen. Er parodirte mit köstlicher Persiflage die Eleven des Conservatoriums, von welchen auch einige diesen Abend gespielt und gesungen hatten, mit ihrer süßlich-bornirten Weise und ihrem verdorbenen und verdrehten Kunstgeschmack. Dann setzte er sich — während eine götterschöne Nacht durch die weit offen stehenden Fenster hereinblickte — vor Jomelli's Clavier, und — auf ihr heutiges Gespräch über die Verirrungen der damaligen Operncompositeure eingehend — führte er ganze Opernscenen aus dem Stegreife in jener überladenen Manier so wahrhaft komisch auf, daß die Uebrigen sich vor Lachen schütteln mußten.

Plötzlich war er verschwunden; zehn Minuten später aber trat er mit einem beschriebenen Notenblatt, dessen Noten noch nicht trocken waren, aus Jomelli's Arbeitszimmer.

„Nun!“ — rief Doll heiter, — „was für ein Werk haben wir jetzt wieder der Inspiration unseres jungen Maestro's zu danken!“

„Werk?!" — frug Amadeus mit komischem Pathos, — „Herr, wenn der Cavaliere filarmonico mit dem „Zauberringe" schreibt, so gibt das nicht so schlechthin nur „ein Werk," sondern ein Kunstwerk!"

„Nun!" — versetzte jener lachend, — „also: mit was für einem „Kunstwerk" will uns Signor Mozart überraschen?"

„Mit einem der erhabensten Kunstwerke im Sinn und im Geiste der Zeit!"

„Und das ist?"

„Eine der großartigsten Bravour-Arien für irgend eine großartige Prima-Donna."

„Etwa für die Bernasconi, die in deiner Mailänder Oper singen soll, und die wir morgen besuchen müssen?" — frug der Vater scherzend.

„Einerlei!" — rief Amadeus lustig, ein volles Glas köstlichen im Eis gekühlten Capri-Wein hinunterschlürfend. — „Bernasconi, Gabrielli, Bastardella oder Spagnoletta.... jedenfalls muß sie eine Stimme wie eine Nachtigall und einen Athem wie ein Blasbalg haben."

„Zeig her!" — sagte der Vater. — „Ha, ha!..... Spottvogel.... das sind Lieblingsideen der Alessandri, Gazzaniga u. s. w."

„Und der Text!"

Aber ein neues homerisches Gelächter schallte jetzt durch die Räume. Amadeus hatte ihn aus einer Summe der hochtrabensten und wüthigsten italienischen Opernfloskeln und Exclamationen zusammengesetzt und diese

bunten Glasperlen auf das Possirlichste zusammengereiht.

„Gebt jetzt Acht!“ — rief er, an das Clavier tretend, — „die Prinzessin kommt!“ — und mit unnachahmlicher Schelmerei sang er, mit seiner schwachen aber schönen und schulgerecht gebildeten Stimme:

„Dove, ohi dove, son io? — — — Oh Dio! questa pena! o prince! ... o sorte! ... io tremo! ... io manco! ... io moro! ... o dolce morte!“ *)

Aber in demselben Moment fiel, wie eine Bombe ins Haus, der entlegenste Accord brausend drein, und Amadeus sang, an der Prinzessin Stelle zusammenfahrend: „Ah qual contrasto! .... barbare stelle! .... traditore! .... carnifice!“ .... **)

Und so ging es voll Schelmerei fort über die wankenden Brücken des Imponendo, colla parte, vibrando, rinforzando, smorzando u. s. w. und deren vielfältige Schnäbel und Wiederhaken.

Niemals hatte der Vater seinen Amadeus noch so liebenswürdig ausgelassen gesehen als heute; er ward selbst ganz jung und feurig, und alle vergaßen so sehr der Zeit,

---

*) Wo, ach wo bin ich? O Gott! welche Pein! O Prinz! O Schicksal! ... Ich zittre ... ich sinke nieder ... ich sterbe ... o süßer Tod!

**) Ach welcher Contrast! ... Grausames Schicksal! Verräther! Grausamer!

daß der Morgen schon am Himmel stand, als sie von einander schieden.

„Es lebe der **Zauberring**!" — rief Amadeus noch, als sie schon auf der Straße waren, Jomelli zurück. — „Ohne ihn wären wir nicht so lustig gewesen!"

## Signora Bernasconi.

Signora Bernasconi, Italiens damals berühmteste Sängerin, hatte zu Mittag gespeist. Die kostbarfeine ächt neapolitanische Suppe von Schnecken und Muscheln, die Frutti di Mare (Austern und kleine Schalthiere), die Maccaroni, Hummern, grüne Salate, Fische, Ziegen- und andere Braten waren hinausgetragen, und nur Apfelsinen, Feigen, Pfirsiche und Trauben, nebst einigen Flaschen Capri- und Falerner Weine, standen noch auf der Tafel. Die Tafel war dabei mit zehn Couverts besetzt: aber augenscheinlich war nur eines davon gebraucht; was daher kam, daß jeden Mittag, auf den strengen Befehl der Signora Bernasconi, ein Diner für zehn Personen bereitet und servirt werden mußte, einerlei ob zehn, vier, zwei Gäste erschienen oder die Signora die Laune hatte, allein zu speisen.

Letzteres war heute geschehen. Die Hitze war der

Sängerin zu unerträglich gewesen, um sich irgend den leisesten Zwang aufzulegen. Obgleich sich daher zu der stets offenen, vortrefflichen Tafel, der blendend schönen, geistreichen und gefeierten Künstlerin auch heute Gäste genug gemeldet hatten — Gäste unter denen sich sogar der Prinz Francavilla befunden — waren sie doch mit dem Bescheid abgewiesen worden: „Signora Bernasconi speise heute allein!"

Aber in Italien ist und war von jeher eine Primadonna von Ruf eine tyrannische Macht, von der nicht nur der Maestro, der für sie die Opern componirt, Alles zu hoffen hat, wenn er gehorcht, und Alles zu fürchten, wenn er sich als rebellischer Sclave zeigt; — sondern auch der Theaterunternehmer, sammt jedem Verehrer und Anbeter, mag er Künstler oder Fürst, Marchese oder Prinz sein. Die Macht einer italienischen Primadonna ist absolut!

Signora Bernasconi lag jetzt auf einem Divan, den wundervollen Körper nur von einem ganz leichten aber kostbaren weißen Neglige eingehüllt. Sie war schön und stolz wie eine Juno und auf ihrem Antlitz lag etwas, anzusehen, „nicht etwa wie ein Maientag, sondern eher wie ein Himmel voll Glut und Wetterleuchten!"

Ein unbändiger Stolz thronte dabei auf der hohen Stirne; die edel gebogene Nase, die kühn geschwungenen starken Augenbrauen, die blitzenden Augen, das feine Bärtchen auf der Oberlippe aber, kündeten Feuer, Kraft und Entschlossenheit. Wer dies Weib sah, fühlte, daß Muth dazu gehöre, mit ihr umzugehen.

Jetzt aber hatte sich diese hohe junoische Stirne auch noch in Falten gelegt, da Launen und Langeweile die Herrin plagten. Niemand freilich sah dies, als eine einzige Person, die Zofe der Signora, die in der fernsten Fensternische stand; — aber diese arme Person hielt auch vor Herzklopfen und Angst die Hand auf die beklommene Brust gedrückt, denn jeden Augenblick konnte sich ja ein Gewitter mit vernichtenden Blitzen und Donnern über ihrem Haupte entladen. Und wie schrack sie zusammen, als nun in der That plötzlich ein herrisches:

„Arabella!“ — ertönte.

„Signora!“ — entgegnete sie zitternd und trat einige Schritte vor.

„Näher!“ — gebot die Sängerin — „soll ich meine Stimme anstrengen, wenn ich mit Dir rede?“

Die Zofe folgte demüthig.

„Gib mir Eiswasser.“

Arabella reichte es ehrerbietig und Signora trank; dann dehnte sie sich, im höchsten Grade gelangweilt, und sagte:

„Ist Niemand im Vorzimmer?“

„Niemand, Signora!“

„Und warum hat man heute alle Besuche abgewiesen?“

„Vergebung, meine gnädige Gebieterin,“ — stammelte Arabella, — „Sie haben es selbst befohlen.“

„Dummheit!“ — entgegnete jene, — „ich wollte allerdings beim Speisen allein sein; keineswegez aber habe ich gesagt, daß auch nach dem Dîner Niemand kommen dürfe!“

„Madonna....!“

„Schweige!“ — herrsche die Bernasconi, — „deine Albernheiten bringen mich noch um's Leben.“

Jetzt entstand eine kleine Pause, in welcher Signora durch eine heftige und ungeduldige Bewegung ihrer schönen Schultern das Spitzengewand etwas weiter vom Nacken gleiten ließ.

„Oeffne die Jalousien und die Fenster!“ — rief sie dann, — „es ist unausstehlich heiß im Zimmer!“

Arabella that es; kaum aber war es geschehen, als Signora plötzlich in die Höhe fuhr, ihr feines, gesticktes Taschentuch rasch über die Achseln warf und mit zorniger Stimme rief:

„Warum denn alle? das zieht ja furchtbar. Ich werde meine Stimme verlieren!“

„Aber Signora!“ —

„O! sie bringt mich um!“ — rief jene weiter und die Augen schossen Blitze des Zornes: — „Die Fenster auf! die Jalousien zu!“

Auch dies geschah und eine abermalige Pause trat ein. Nach einigen Minuten, in welchen sich die Aufwallung der schönen Italienerin etwas gelegt haben mochte, hub sie von neuem an:

„Ist mein Oheim, der alte Narr von Philosoph zu Hause?“

„Ohne Zweifel!“ — entgegnete Arabella, — „er verläßt ja fast nie sein Zimmer.“

„So gehe und sage ihm, ich wolle ihn sprechen.“

Arabella ging; doch noch ehe sie die Thüre des Gemaches erreicht, rief ihre Gebieterin: — „Nein, gehe lieber nicht, Arabella! . . . . er ist ein solcher Weiberfeind, daß er dich gar nicht in seine Zimmer lassen wird. Beauftrage lieber Stephano, ihn zu rufen."

Die Zofe verneigte sich und ging.

„Ja, ja!" — flüsterte jetzt Signora Bernasconi vor sich hin, und ein spöttisches Lächeln spielte um ihren Mund — „er soll kommen und mir die Langeweile vertreiben. Für was füttere ich ihn denn sonst? — Könige und Kaiser hielten sich Zwerge als Hofnarren, warum soll die Bernasconi nicht einen Philosophen als Hofnarr halten? Es ist allerdings eine Sonderbarkeit von mir; aber ich liebe die Sonderbarkeiten!"

Sie schwieg. Nach einer kleinen Weile aber sagte sie:

„Und an welcher Seite werde ich ihn am besten packen? .... An welcher? o! — er ist ja ein fürchterlicher Weiberfeind und sicher auf diesem Gebiete am komischsten!"

Die Sängerin entwarf nun, auf dem Divan ausgestreckt, mit heiteren Mienen einen Feldzugsplan.

Aber welch' wundervolles Bild hätte diese königliche, jetzt so leicht hingegossene Gestalt einem Maler gegeben; zumal das dichte schwarze Haar sich losgewunden, und nun in vollen dunklen Locken auf Hals und Schultern herniederfloß.

Oder war es eine kleine Bosheit von Signora, dem „Weiberfeind" einen so entzückenden Anblick zu gönnen?

— oder dachte sie ihn vielleicht damit zu verwirren? — oder gar zu ärgern?

Er trat ein. Es war eine kleine unansehnliche Gestalt, mit häßlichen und mehr noch grämlichen Zügen. Struppiges weißes Haar deckte den Kopf, eine vernachlässigte Kleidung den Körper. Jeder, der nur einigermaßen Menschenkenner war, sah auf den ersten Blick, daß Menschenverachtung diese Seele zum Sonderlinge gemacht; und wer es nicht sah, der konnte es aus dem ewigen halblauten Selbstgespräche entziffern, das der alte Mann in polterndem, zürnendem Tone mit sich selbst führte.

„Wird wieder was Rechtes sein!" — brummte er, finstere Falten auf der Stirne, schon beim Eintreten vor sich hin. — „Albernheiten, Kindereien! und damit stört man mich im Studium!"

Die Bernasconi that, als ob sie nichts gehört habe; denn sie wollte sich erst an des Oheims Selbstgespräch divertiren, und da sie auf dem Divan lag, sah sie der zerstreute Mann gar nicht.

„Nicht einmal da!" — brummte er weiter, — „dummer Zeitverlust! .... hat freilich nichts zu thun, als Triller zu schlagen .... schöne Bestimmung! das Triller schlagen, — für sein ganzes Leben Triller, Rouladen .... o Weiber! Weiber!"

Jetzt blieb der alte Herr vor einem Tischchen stehen, welches die Signora erst vor wenigen Tagen als Geschenk des Prinzen Francavilla erhalten hatte. Es war

von außerordentlichem Werthe; nach den Auffindungen in Pompeji gearbeitet und mit antiker Mosaik eingelegt.

„Hm!“ — brummte der Alte jetzt, — „schön, .... wirklich schön ... gehört aber nicht hieher .... wird hier zu Weibertand ... verstehen nichts von Kunst und Wissenschaft! — — da! da! da!“ — rief er zugleich, einige Bänder und Spitzen, die auf dem Tischchen lagen, mit seinen Händen herunterstreifend und auf den Boden werfend. — „Herrlichste Mosaik von der Welt, das .... und die verdeckt man mit solchem Plunder! .... o! .... o!“

Aber jetzt gewahrte er die Signora, die ihn lachend begrüßte, und fuhr erschrocken zurück; — nicht über das, was er gethan und gesprochen, denn das wußte er schon nicht mehr, aber über die Pracht der Erscheinung, die ihn zugleich verwirrte und ärgerte. Die Bernasconi ergötzte sich an seiner Verwirrung, dann sagte sie spöttelnd:

„Also immer ein solcher Weiberfeind, Oheim?“

Der Alte wollte sich entschuldigen, aber die Sängerin rief:

„Kein Wort! ich habe alles gehört: schöne Bestimmung Triller zu schlagen .... verstehen nichts von Kunst und Wissenschaft .....“

„Lassen Sie das, lassen Sie das!“ — bat der alte grämliche Herr, — „ich streite nicht gern mit Ihnen über diesen Gegenstand .... ja, wenn Sie ein Mann wären! .. aber .... Sagen Sie mir lieber, warum Sie mich rufen ließen!“

„Das nachher!“ — versetzte die Signora — „jetzt

muß ich erst die Ehre meines Geschlechtes verfechten. Was würdet Ihr Männer denn ohne uns sein?"

„Was?" — rief der Philosoph, und seine Augen strahlten bei dem Gedanken freudig auf. — „Was wir sein würden? glücklich, unendlich glücklich würden wir sein!"

„So?" — sagte die Bernasconi, und der Ausdruck ihrer Stimme trug den Stempel des Spottes: — „Ich will es Ihnen besser sagen, Oheim. Ohne die Frauen, wäre der Anfang Eures Lebens der zärtlichsten Sorgfalt, der Verlauf desselben der schönsten Freuden und das Ende der süßen Tröstung beraubt."

„Mit nichten!" — rief der Alte. — „Gerade im Gegentheil; die Mütter verziehen und die Weiber verderben unser Geschlecht! Schon der Anblick der weiblichen Gestalt lehrt, daß das Weib weder zu großen geistigen, noch körperlichen Arbeiten bestimmt ist. Es trägt die Schuld des Lebens nicht durch Thun, sondern durch Leiden ab: durch die Wehen der Geburt ...."

„Und die Unterwürfigkeit unter den Mann, nicht wahr?" — frug lachend die Sängerin.

„Auch!" — sagte der alte Herr eifrig, — „dem es eine geduldige und aufheiternde Gefährtin sein soll, obwohl fast nie ist."

„Und die Erziehung?"

„Ja! ... die Erziehung!" — versetzte der Oheim mit dem Kopfe nickend und im Zimmer hin und her trippelnd. — „Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen eignen sich die

Weiber allerdings gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Worte, zeitlebens große Kinder sind."

„O ja!" — rief die Sängerin heiter — „bei vielen mögen Sie recht haben, Oheim. Aber haben Sie auch die Männer schon gezählt, die Zeitlebens Kinder bleiben?"

„Die zählen nicht!" — rief der Philosoph ernst — „sind Ausnahmen, und die Natur hat solche für alle Regeln."

„Und denken Sie von uns Mädchen auch so schlimm?"

Der Alte wollte nicht herausrücken.

„Nur offen!" — sagte die Signora.

Der Philosoph strich mit der Hand über den grauen Kopf, dann sagte er:

„Mit den Mädchen hat es die Natur auf Das, was man einen Knalleffect nennt, abgesehen!"

„Göttlich!" — rief die Bernasconi. — „Ich bin also auch ein Knalleffect! der Knalleffect Bernasconi!" — und sie lachte von Herzen; dann rief sie — „Aber himmlischer Oheim, erklären Sie mir doch, wie so wir Mädchen Knalleffecte der Natur sind?"

„Indem sie die Natur auf wenige Jahre mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattet ....."

„Ei, wie galant!" —

„Ausstattet .... ja — aber auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit; damit sie nämlich, während jener kurzen Jahre der Phantasie eines Mannes sich in dem Maaße bemächtigen können, daß er hingerissen wird, die Sorge

für sie auf Zeitlebens ehrlich zu übernehmen, zu welchem wahnsinnigen Schritte ihn die ruhige Vernunft schwerlich bringen würde."

„Meinen Sie? und was wäre alsdann die Ehe?"

„Hm!" — brummte der Gefragte. — „In unserem monogamischen Welttheile heißt heirathen: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!"

„Vortrefflich!" — rief die Bernasconi halb aufgerichtet. — „Oheim, für diesen Ausspruch verdienen Sie eine großartige Belohnung. Sie sind ein zweiter Platon. Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. Sehen Sie deshalb heirathe ich auch nicht."

Der Alte schüttelte den Kopf, als wolle er anzeigen, daß er nicht recht verstanden worden sei; die reizende Nichte ließ ihm aber keine Zeit zum antworten, sondern fuhr eifrig fort:

„Und was Schönheit, Reiz und Anmuth betrifft, da haben Sie auch recht. Dadurch hat die Natur das Weib, wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werkzeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf."

„Wohl, wohl!" — brummte der Grämliche. — „Wobei die Natur denn auch mit ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit verfahren ist. Wie nämlich die weibliche Ameise, nach der Begattung, die fortan überflüssigen, ja für das Brutverhältniß gefährlichen Flügel verliert; so das Weib nach kurzen Flitterjahren seine Schönheit. Zweifelsohne sogar

aus demselben Grunde. Es soll dann nicht mehr nach Außen gefallen, es soll im Hause erziehen!“

„Schrecklicher Gedanke!“ — meinte die Sängerin.

„Nein!“ — rief der Alte hier fast hitzig. — „Schrecklich ist nur, daß so Viele diesen Gedanken für schrecklich halten! Daher kommt es denn auch, daß die meisten jungen Mädchen die häuslichen und weiblichen Pflichten in ihrem Herzen als Nebensache betrachten, wohl gar für bloßen Spaß.“

„Und was betrachten sie denn als ihren ernstlichen Beruf?“

„Was?“ — wiederholte der Alte mit einem scharfen Blick auf die Fragende. — „Die Eroberungen .... und was damit in Verbindung steht, Toilette, Putz, Pracht, Luxus, Verschwendung!“

Der Eifer des Philosophen ward bei dieser Philippica so komisch, daß die Bernasconi ihr Taschentuch vor den Mund drückte, um nicht überlaut zu lachen. Endlich sagte sie:

„Also sind wir Weiber in Ihren Augen, Oheim, gar nichts werth!“

„Wenigstens nicht viel!“ — rief dieser grämlich.

„Das ist doch offen!“ — meinte die schöne Nichte. — „Aber so viel ich weiß, pflegen Philosophen nichts ohne Beweis zu behaupten. Wollen Sie den nicht zum Besten geben?“

„Unseliger Zeitverlust!“ — rief der Alte, sich durch die schneeweißen Haare fahrend.

„Den Beweis, daß wir Weiber weniger werth sind, als ihr Männer!“

„Gut denn!“ — sagte der Alte. — „Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife. Dies ist ausgemacht und Grundsatz der Natur. Nun .... was bedarf es weiteren Beweises? Der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem achtundzwanzigsten Jahre; das Weib mit dem sechszehnten, achtzehnten.“

„Oheim, Oheim!“ — rief die Bernasconi mit dem Finger drohend — „da haben Sie schlecht docirt. Bis Euch Männern die Vernunft kommt, braucht es dreißig Jahre, — uns schenkt sie Gott, als der Spitze der Schöpfung, schon im vierzehnten Jahre!“

„Aber es ist auch eine Vernunft darnach!“ — sagte der Alte achselzuckend. — „Sie ist noch so unreif, so knapp zugemessen, daß man immer nur das Nächste sieht, an der Gegenwart klebt, den Schein für die Sache nimmt, die kleinsten Kleinigkeiten den wichtigsten Angelegenheiten vorzieht!“

„Und“ — rief die Bernasconi lebhaft — „statt wie die Männer über das Abwesende, Vergangene und Künftige, über Pläne und Hoffnungen, Ehrgeiz und Ruhmsucht die Gegenwart zu vergessen, bei dem Nächsten und Wichtigsten bleibt. Das Weib, Herr Philosoph, geht in der Gegenwart auf; darum aber genießt es auch dieselbe doppelt und gewinnt sich jene Lebensheiterkeit, die Euch Herren der Schöpfung zumeist fehlt.“

„Genießt! genießt!“ — seufzte der Philosoph, den Blick verzweiflungsvoll nach der Decke des Zimmers sendend und sein dünnes weißes Haar mit beiden Händen unbarmherzig bearbeitend. — „Das ist es eben ..... der Genuß ist das Einzige, nach was sie streben! .... und .... was meine schöne Nichte „Lebensheiterkeit“ zu nennen beliebt, das heißt in Wahrheit „Leichtsinn!“ Weil sie aber nicht die Thatkraft und den Verstand haben, sich einen soliden Lebensgenuß zu erwirken, zu erarbeiten, selbstständig zu schaffen, oder auch sich zu vertheidigen, so begab sie die Natur mit „List“ .... mit diesem Fluch für uns Männer! .... mit jener instinktartigen Verschlagenheit, die uns ehrliche Seelen unter die Erde bringen kann! .... mit jenem unvertilgbaren Hang zur Intrigue, die einem das Leben sauer macht.“

Die Bernasconi schüttelte sich vor Lachen, dann sagte sie:

„Ein Beweis, wie gerecht die Natur ist. Der Löwe hat seine Klauen und sein Gebiß, der Elephant seine Stoßzähne, die arme kleine Sepia des Meeres ihre wassertrübende Tinte um sich zu schützen und zu vertheidigen, und wir armen Weiber sollten euch Männern, euch wilden und oft rohen Barbaren, euch, als den gefährlichsten Raubthieren, ohne schützende Waffen preisgegeben sein? — Nein, Oheim, daran, daß uns der Himmel mit List bewaffnet hat, daran erkenne ich erst wieder Gottes Güte und Gerechtigkeit!“

„Ja!“ — rief der Alte eifrig — „und von diesen Waf-

fen .... von dieser Begabung mit „List“ und „Verstellung“ macht ihr den umfassendsten Gebrauch.“

„Und noch mehr!“ — sagte die Bernasconi mit feinem Lächeln. — „Vermöge dieser unschätzbaren Begabung durchschauen wir Weiber fremde Verstellung so leicht, daß es für euch Männer nie rathsam ist, uns gegenüber, es damit zu versuchen.“

„Weil wir zu gerade, zu offen, zu ehrlich sind!“ — polterte der Grämliche. — „Aber ....“ unterbrach er sich hier und blieb vor seiner Nichte stehen — „ich bitte Sie, Signora, endigen wir dies unnöthige Gespräch. Es fruchtet doch nichts. Warum ließen Sie mich rufen? Womit kann ich dienen?“

„Sogleich!“ — entgegnete die Angeredete. — „Wir haben indessen noch nicht vollkommen mit einander abgerechnet. Warum verstehen wir nichts von Kunst und Wissenschaft?“

„Signora!“

„Antwort, Oheim! Sie brummten dies Anathema über das zarte Geschlecht, als sie eintraten!“

„Ich meinte Sie nicht damit.“

„Das weiß ich, denn ich heiße Bernasconi, und ganz Italien liegt mir, als seiner ersten Künstlerin — hören Sie, Oheim .... als seiner ersten **Künstlerin** — zu Füßen!“

„Sie sind eine glorreiche Ausnahme!“ — stotterte der Philosoph verlegen. — „Ich sprach vorhin von dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen.“

„Nun! — und die Belege für Ihr Anathem?“

„Nun denn!“ — rief der Alte mißmuthig: — „Ich wiederhole es: weder für Musik, noch für Poesie, noch für die bildenden Künste hat das weibliche Geschlecht im Allgemeinen wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; — sondern bloße Aefferei, zum Behufe ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben!“

„Bei den meisten haben Sie recht, Oheim!“ — sagte die Sängerin.

„Dies wird Jeder“ — fuhr der Alte mit gesteigertem Eifer fort — „der über den Schein hinaus ist, schon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit im Concert, in der Oper, und im Schauspiel, bei der Betrachtung der erhabenen Werke der Natur und der plastischen Künste in's Auge fassen. Wer wird nicht des Teufels, wenn sie unter der herrlichsten Musik ihr nichtssagendes Geplapper fortsetzen, als wären sie zu Hause. Die Griechen ließen die Weiber nie in's Schauspiel .... und daran thaten sie recht .... denn sie hörten alsdann auch etwas. Aber: „was kann von Nazareth Gutes kommen!“ .... Man kann von den Weibern nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes es nie zu einer einzigen, wirklich großen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können. Diesem entspricht es denn auch, daß die gewöhnlichen nicht

einmal eigentliche Empfänglichkeit dafür haben, denn: natura non facit saltus! —"

„So?" — sagte die Bernasconi — „und das sagen Sie mir, Oheim!"

„Ja!" — versetzte dieser — „aber ich habe schon bemerkt, daß ich Sie für eine Ausnahme ansehe; bleibe indessen dabei: Ausnahmen ändern die Sache nicht."

In diesem Augenblick trat Arabella ein und meldete „Maestro Caraffa!"

„Soll warten!" — entgegnete die Bernasconi hart und mit finsteren Mienen.

Das Kammermädchen entfernte sich.

„Nun!" — nahm der Philosoph wieder das Wort — „nun darf ich doch wohl bitten, mir Ihre Wünsche auszusprechen."

Die Sängerin lachte; dann sagte sie: — „Die hat mein Oheim schon erfüllt, ohne daß er es wußte."

„Wie?" — rief jener und seine Hände fuhren wieder durch die Haare. — „So hätten Sie mich zum Besten gehabt? Ich war nur eine Puppe, Ihnen die Langeweile zu vertreiben?"

„Nicht doch, Oheim!" — entgegnete die Sängerin mit spöttischem Lächeln. — „Wer wird so klein von dem starken Geschlechte denken. Hätte ich dies auch thun wollen, Sie würden die List des schwachen Weibes gewiß gleich durchschaut haben."

Der Philosoph machte eine Miene als ob er Essig getrunken.

„Ich war ein Esel!“ — brummte er dann vor sich hin — „ein Esel, der sich wieder täuschen ließ .... den Narren hab' ich gemacht ....“

„Nein, mein Bester!“ — versetzte die Signora freundlich, und jetzt war ihr Lächeln wahrhaft bezaubernd. — „Sie haben mir einen unschätzbaren Dienst geleistet, indem Sie mich zu der Wahrheit führten: „Heirathen heißt, seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln.“ Dieser Dienst aber, den Sie gar nicht in seiner ganzen Größe kennen, verdient Belohnung. Nun denn, Oheim, ich weiß Sie sind ein Liebhaber von alten Mosaiken: ich schenke Ihnen das Tischchen, das Ihnen vorhin so gut gefiel.“

„Signora!“ — rief der Alte — „es ist unmöglich, das Tischchen ist von enormen Werth!“

„Wenn es für Sie und Ihre Sammlungen Werth hat, dann freut es mich!“ — versetzte jene stolz, — „einen anderen Werth kennt eine Bernasconi nicht. Stephano soll es Ihnen bringen!“

Und sie nickte dem alten Herrn den Abschied zu, der sich mit leuchtenden Blicken dem Tischchen näherte, und — als er sah, das seine Nichte es nicht gewahre — es in eigener Person, wie eine Mutter ihr Kind, in die Arme nahm und forttrug.

Die Barnasconi hatte unterdessen ihr Haupt wie erschöpft in die Kissen des Divans sinken lassen. Das Gespräch mit dem Oheim war nicht nur erheiternd und zerstreuend für sie gewesen — nein! es hatte sonderbarer-

weise eine viel tiefere Bedeutung für sie gewonnen. Sie versank daher in Gedanken und blieb so regungslos über eine halbe Stunde liegen, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit die Worte: „Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!“ ernsthaft und bedeutsam flüsterten.

An Maestro Caraffa, der im Vorzimmer in stiller Verzweiflung harrte, dachte die Sängerin nicht mehr.

Und doch war der junge Componist, Maestro Caraffa aus einer der ersten neapolitanischen Familien, die selbst den großen Cardinal Anton Caraffa — unter Papst Gregor XIII. Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek — zu ihren Ahnen zählte. Der junge, schöne und sehr fein gebildete Mann hatte sich der Musik gewidmet und in der letzten Zeit eine Oper „Thisiphone,“ für das Theater zu Neapel geschrieben. Die Bernasconi sollte in ihr als Prima-Donna singen, und für ihre Person und ihre Stimme war — wie dies in jener Zeit üblich — die Hauptpartie eingerichtet und gesetzt, so daß die ganze Oper von ihr abhing und mit ihr siegen oder fallen mußte.

Unglücklicherweise aber hatte es der junge Caraffa nicht verstanden, die Gunst der stolzen Bernasconi zu gewinnen. Im heiligen Eifer für sein Erstlingswerk war ihm nämlich auf der Probe, die Bitte entschlüpft: die Signora möge doch bei einer gewissen Arie, sich mehr an seine Composition halten. Das war ein unerhörter Frevel gegen eine Primadonna von Ruf, den auch ein furchtbarer,

vernichtender Blick der Sängerin strafte, und sonderbarerweise war die Bernasconi von diesem Augenblicke an unausgesetzt heißer, wenn eine Probe der „Thisiphone“ stattfinden sollte, und wenn sie auch den Abend zuvor zum Entzücken ganz Neapels in Jomelli's „Caja Mario“ wie eine Nachtigall gesungen hatte.

Monate lang ging dies nun schon so fort, die „Thisiphone“ war völlig einstudirt, der König hatte ihre Aufführung an seinem Namensfeste, welches in drei Tagen stattfinden sollte, befohlen: Signora Bernasconie war durch Heißerkeit noch immer verhindert, die Zeit für eine Hauptprobe zu bestimmen. Der junge Caraffa hatte sie bereits schon mehr denn einmal fast fußfällig angefleht, seine ganze künstlerische Zukunft nicht zu vernichten ..... umsonst — die unselige und eigensinnige Heißerkeit wollte nicht weichen; — — er hatte der Signora die kostbarsten und herrlichsten Geschenke gesandt, ..... die unbestechliche Primadonna sandte sie kalt zurück.

Jetzt waren noch drei Tage bis zum Namensfeste des Königs, und Caraffa — der unter der Zeit vor Aerger und Verzweiflung blaß und schmal geworden, so daß ihn seine Freunde fast nicht mehr kannten, — wartete nun bereits dreiviertel Stunden in dem Vorzimmer der Primadonna, um einen letzten Versuch zu wagen.

Da erklang die silberne Schelle der erlauchten Signora. Caraffa fuhr erfreut auf, und die Zofe, die längst Mitleiden für den armen hübschen jungen Mann empfunden und schon manches Goldstück für Anmeldungen und Ver-

tretung seiner Interessen — obgleich vergeblich — empfangen, eilte hinein.

„Signora befehlen?" — sagte sie mit tiefer Verneigung.

„Gib mir jenes niedliche Blumenbouquet aus der kleinen chinesischen Vase!"

„Dasjenige, was Ihnen heute früh Prinz Bocatelli übersandte?"

„Dasselbe!"

Arabella gehorchte. Die Signora betrachtete es mit Wohlgefallen, denn es war aus den schönsten und seltensten Blumen mit unübertrefflicher Zierlichkeit gebunden, und bezeugte, als Geschenk des Prinzen, dessen hohe Verehrung und zarte Aufmerksamkeit.

„Und doch" — sagte sie dann leise mit stolzem Lächeln — „wirst du dem Prinzen nicht das gewünschte Zeichen geben. Er mag mir immer den Tribut seiner Verehrung zollen, das kann ich als Künstlerin von ihm fordern; aber auf mehr, als ein freundliches Wort, rechne er nicht. Dagegen sollst du einem Anderen einen um so schlimmeren Streich spielen."

Sie schwieg einen Augenblick, dann rief sie auf's neue: „Arabella! . . . Tinte, Papier und Feder!"

Aber Arabella gehorchte diesmal nicht sofort:

„Meine Gnädigste" — sagte sie schüchtern — „darf ich Sie daran erinnern, daß Signor Caraffa schon über dreiviertel Stunden im Vorzimmer wartet?"

Aber welchen Sturm, welches Wetterleuchten kündete

jetzt die hohe Stirne, die zornflammenden Blicke der Bernasconi.

„Unverschämte!“ — rief sie dem armen zitternden Mädchen mit einer Stimme entgegen, die die Wände beben machte, — „wie kannst du es wagen, mir vorzuschreiben, was ich thun soll? — Wie kannst du mir diesen verhaßten Namen nennen? .... Ich weiß, daß dich der Elende bestochen und darum .....“

„Gnädigste ....“ — stammelte Arabella.

„Schweige!“ — herrschte ihr die Gebieterin entgegen, während ihre Hand im vollsten Zorne die silberne Schelle krampfhaft erfaßte und nach dem Kopf der Zofe schleuderte, die sich nur durch ein schnelles Beugen nach der Seite zu retten vermochte. — „Noch ein einziges Wort des Ungehorsams, und du bist entlassen! .... Mein Schreibzeug!“

Das arme Mädchen, dem solche Auftritte nicht fremd waren, ging schweigend hin, das Verlangte herbeizuholen.

„Setze dich, nimm einen schmalen Streifen Papier und schreibe!“ — herrschte die Signora weiter.

„Ich bin bereit.“

„Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!“ — dictirte die Bernasconi. — „Beides wiederstreitet meiner Seele. Ich bin daher fest entschlossen, die Gefühle meines Herzens meiner Freiheit zu opfern.“

„Zu opfern!“ — wiederholte Arabella.

„Gut!“ — sagte die Primadonna. — „Jetzt nimm

das Papier und verbirg es vorsichtig aber sicher in dem Bouquet des Prinzen Bocatelli; läßt sich dann Marchese Brignola melden, so sagst du ihm: deine Herrin sei ausgefahren, habe aber dies Bouquet für ihn mit den Worten hinterlassen: „Auch Blumen sprechen!"

Sie lachte bei diesen Worten laut auf, dann fuhr sie, mit sich selbst redend, fort:

„Der arme Marchese! Er wird in Verzweiflung sein. .... Es ist wahr, er ist schön, jung ..... sehr reich und angesehen .... aber meine Freiheit, mein Ruf, meine Herrschaft! .... und dann, „Heirathen heißt: seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln!" — Nein! nein! nein! ich heirathe nicht. O Oheim, welch einen Schatz der Weisheit hab' ich deiner Narrheit zu verdanken. Der Bernasconi gehört Italien, die Welt! .... Der Bernasconi liegen Könige und Fürsten zu Füßen, ihr huldigen Prinzen und Cardinäle, Künstler und Priester, ihr jauchzt das Volk entgegen und überdeckt sie mit Lorbeeren — — — die Marchese Brignola wäre ein gewöhnliches Weib!"

Und abermals versank sie in ein tiefes Nachdenken — und abermals verging eine halbe Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit endlich ertönte die silberne Glocke aufs neue. Arabella erschien.

„Ist der Maestro noch im Vorzimmer?" — frug die Sängerin.

„Ja!" — entgegnete die Zofe schüchtern.

„Und was macht er?"

„Ach, Signora,“ — versetzte Arabella mit feuchten Augen — „ich fürchte .....“

„Daß er den Verstand verliert?“

„In der That.“

„Da kannst du dein empfindsames Herz beruhigen: wer keinen Verstand hat, kann auch keinen verlieren. Uebrigens mag er jetzt eintreten, ich habe seine Arroganz geziemend bestraft.“

Arabella athmete freudig auf; sie hatte kein weiteres Interesse, als das der Menschlichkeit, an Caraffa, aber die Qualen, die der junge strebsame, in seiner ganzen künstlerischen Existenz bedrohte Mann seit Monaten durch den Künstlerstolz und die Launen ihrer Herrin erlitten, und die ihn augenscheinlich körperlich und geistig in so kurzer Zeit fast zerrüttet hatten, fielen auf ihr eigenes Herz zurück.

Und jetzt trat er ein, der junge bleiche Mann, mit den feinen Zügen, dem schwarzen Haare und den dunkeln, in sich verglühenden Augen. Schmerz, Scham, Zorn, Verzweiflung und Rache tobten und kochten in ihm, — ja sie machten ihn fast unfähig Worte der Begrüßung zu finden.

Signora Bernasconi dagegen lag noch immer nachlässig auf dem Divan hingegossen. Sie hatte es auch nicht Mühe der werth geachtet, den Spitzenbesatz ihres reichen und reizenden Neglige's wieder über die Schultern heraufzuziehen oder ihre dunkeln Locken zu ordnen, noch weniger aber: sich wegen des langen Zögerns zu entschuldigen.

„Maestro Caraffa!“ — sagte sie jetzt ganz gelassen, und als ob gar nichts vorgefallen sei — wobei sie indessen ihre Stimme, Heißerkeit affectirend, dämpfte, — „Maestro Caraffa, Sie hören es wohl, daß ich noch immer heißer bin; doch geht es etwas besser.“

Caraffa biß sich auf die Lippen, daß sie beinahe bluteten; dann sagte er, mit einem leisen Anflug von Zorn und Hohn:

„Ich bin glücklich, Signora, wenigstens etwas von Besserung zu hören; aber trösten kann mich dies nicht. In drei Tagen ist das Namensfest des Königs, der für diesen Abend — wie Sie wissen — die erste Aufführung der „Thisiphone“ befohlen hat, und Sie wollten noch immer nicht die Gewogenheit haben, eine vollständige große Probe anzusetzen.“

„Ich wollte nicht!“ — wiederholte die Primadonna mit einem finsteren Blick.

„Sie konnten nicht!“ — verbesserte der junge Componist mit vor Ingrimm zitternder Stimme.

„Das kommt daher!“ — sagte die Sängerin, — „weil Sie Ihre Arien für mich ungeschickt geschrieben haben.“

„Aber mein Gott!“ — rief Caraffa, — „sie gefielen Ihnen anfangs ja so ungemein?“

„Ich lernte erst später ihre Schwächen kennen. Sie greifen zu sehr an.“

„So will ich daran ändern.“

„Dann verlieren sie an Interesse.“

„Liegen sie Ihnen zu hoch?“

„Was glauben Sie? Es gibt keine Sängerin in Italien, die wie die Bernasconi eine ganze Octave über den gewöhnlichen Umfang des Soprans geht. Nicht die Bastardella erreicht mich!“

„Signora, das weiß die ganze Welt!“ — versetzte Caraffa begütigend, — „und ihre höchsten Töne klingen gleich einer Orgel weich und lieblich. Man nennt Sie nicht umsonst: Italiens Nachtigall!“

Die Bernasconi lächelte.

„Aber,“ — sagte sie dann, — „diese Nachtigall wird sich eben doch in keiner Probe der „Thisiphone“ hören lassen.“

„Was sagen Sie?“ — rief entsetzt der junge Mann und alles Blut war nach seinem Herzen zurückgewichen.

„Daß ich in keiner Probe der „Thisiphone“ singe.“

„Aber dann bin ich verloren!“

„Keineswegs! Ist die Oper vollkommen einstudirt?“

„Vollkommen.“

„So mag die Aufführung am Namenstage des Königs stattfinden.“

„Ohne Probe mit der Primadonna“

„Signore!“ — rief hier die Sängerin stolz und verächtlich, — „eine Bernasconi bedarf keiner Probe.“

„Aber der Director wird es nicht wagen?!“

„Dann mag er es lassen! — Es ist mein letztes Wort. Seiner Majestät gefällig zu sein, will ich Ihre holprigten Arien übermorgen singen, — nicht Ihnen zu gefallen. Aber auf eine Probe komme ich nicht.“

„Signora!“ — rief jetzt Caraffa schmerzlich; aber in demselben Augenblicke trat Arabella ein und meldete den Marchese Brignola.

„Das Bouquet!“ — rief die Sängerin, — „und dann Toilette machen!“

Und mit diesen Worten erhob sie sich, kehrte stolz dem in Verzweiflung dastehenden Maestro den Rücken und verschwand in der Thüre des anstoßenden Zimmers.

Caraffa ging. Aber Blitze der Rache folgten dem stolzen Weibe. — —

Nach anderthalb Stunden — das heißt nach einem ebensolangen Zeitraume unausgesetzter Folterqualen für Arabella — war die Toilette der Signora vollendet, und dieselbe erschien nun in dem prachtvoll möblirten Empfangssaale, in welchem sich bereits die Prinzen Francavilla und Bocatelli, der Marchese di Castello, Salvatore, der damals beliebteste Dichter Neapels, Jomelli und die beiden Mozarts befanden.

Aber wie ganz anders erschien Signora Bernasconi jetzt!

Das glücklichste und anmuthigste Lächeln verklärte ihr schönes Antlitz; der geschmackvolle, einer Fürstin würdige Anzug hob noch die schlanke imponirende Gestalt und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ihres Benehmens waren so hinreißend, daß es Amadeus — der doch gewöhnlich ziemlich kalt bei Vorstellungen blieb — wirklich Ernst war, als er sie „die charmanteste Dame“ nannte, die er je gesehen.

Die Primadonna war denn auch für dies Compliment nicht unempfänglich, wurde aber noch mehr für die beiden Mozarts eingenommen, als ihr der kluge Capellmeister versicherte, daß sich die Bastardella in der That so wenig als die Amicis mit ihr vergleichen könnten. Ueberhaupt schmeichelte ihr der kluge Mann, ohne sich etwas zu vergeben; hing doch von ihr der Erfolg der Oper ab, welche Wolfgang für Mailand schreiben sollte. Es war „Mithridate Re di Ponto.“ Jedermann aber kannte das Schicksal des unglücklichen Caraffa, der sich durch ein einziges unvorsichtiges Wort die vernichtende Ungnade der alles beherrschenden Primadonna zugezogen hatte.

Außerdem hatte übrigens die Bernasconi Amadeus schon bei der Gräfin Kaunitz gehört und aufrichtig bewundert, wie sie denn auch jetzt sein Lob auf das beredetste und freundlichste aussprach.

Sie war mit einem Wort ein Engel an Güte und Lieblichkeit, und die beiden Deutschen wunderte es gar nicht, als ihr der Prinz Francavilla mit den Ausdrücken der unbegränztesten Hochachtung ein Geschmeide von wahrhaft fürstlichem Werth überreichte. Auch Salvatore war nicht mit leeren Händen gekommen, denn er brachte ein — nach italienischer Art abgefaßtes pompöses Gedicht auf den „Stern des Tages,“ das heute im neuesten Blatte erschienen war und die Bernasconi in den Himmel erhob.

Nur der Prinz Bocatelli schien nicht ganz heiter; suchte er doch sein reizendes Bouquet vergebens. Es war

nicht zu finden, weder an dem Busen seiner angebeteten Dame, noch auf einem Tische ihres Zimmers, noch in einer der vielen kostbaren Vasen und Väschen, die rings im Empfangsaale und den anstoßenden Zimmern standen.

Aber die Herrin des Hauses ließ in ihrer Heiterkeit Niemanden Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und da Jomelli so klug gewesen, eine von Amadeus für sie componirte Bravour-Arie mitzubringen, so sang sie dieselbe jetzt mit solcher Fertigkeit und Pracht in Coloratur und Ausdruck, daß alle Anwesenden hingerissen und begeistert waren. Aber sie selbst fand auch die Composition des jungen Maestro vortrefflich und drückte unverholen ihre Freude darüber aus, gegen Ende October mit Amadeus in Mailand zusammenzutreffen, wo dann „Mithridate Re di Ponto“ componirt und einstudirt werden sollte.

Heute aber ließ sie die beiden Mozart's gar nicht mehr von sich. Sie mußten sie, zum Aerger des Prinzen Bocatelli, in ihrem prächtigen Wagen bei der Corso-Fahrt durch die Riviera di Chiaja begleiten. Vier Diener — der eine an der Seite des Kutschers auf dem Bocke — drei hinten auf dem Wagen, hielten Flambeaux, der Prinz Francavilla ritt an der Seite.

Die Nacht war herrlich und die Fahrt pompöse. Vier Wagenreihen fuhren neben einander, zwei der Riviera di Chiaja hinauf und zwei hinab. Und welche Masse Bouquets regnete es in den Schooß der Donna. Und die Reiter, die heransprengten und um einen freundlichen Blick

der schönen Signora buhlten. Alles war Lust, Herrlichkeit und Freude — und so ging es fort bis Mitternacht.

Als Signora Bernasconi endlich an ihrem Hotel ausgestiegen, und der Wagen nun umdrehte, die beiden Mozarts ebenfalls nach Hause zu bringen und Amadeus noch einmal zurückblickte, .... verschwand die herrliche Gestalt der Italienerin am Arm des Prinzen Francavilla auf den blumenbestellten Treppen.

---

## Leben und Tod.

Aber der schönen Nacht sollte eine noch schönere folgen. Signora Bernasconi hatte sich vorbehalten, ihren jungen Schützling Amadeus den kommenden Abend nach der berühmten, so unvergleichlich schönen Insel Ischia zu führen. Niemand sollte an dieser Partie Theil nehmen, als die Sängerin, die beiden Mozart's, Jomelli und der beständige Begleiter der Signora, der Prinz Francavilla, der dort eine herrliche Villa besaß.

Wolfgang freute sich königlich; denn wie die Bernasconi an ihm, so hatte er an ihr einen besonderen Wohlgefallen gefunden, und außerdem schon so viel von Ischia's Naturschönheiten gehört, daß er vor Ungeduld kaum die Zeit der Abfahrt erwarten konnte.

„Wenn die Sonne recht warm im Lenze auf die Erde

scheint — sagt eine geistreiche Frau*) in stillem Entzücken über die Perlen des Golfes von Neapel, die Inseln Ischia und Capri — dann schauen überall die Frühlingsblumen hervor und drängen sich ans Licht, nun auch ihren Theil an der behaglichen Wärme zu haben, um sich gleichfalls des Daseins zu erfreuen. So tauchen aus dem tiefen Azurblau des mittelländischen Meeres die einzelnen Inseln empor, wie riesige Wasserblüthen in Duft und Farben prangend, daß die Sinne kaum die Fülle üppiger Schönheit zu fassen vermögen.

Man muß Neapel verlassen und den Continent Italiens, man muß auf die Inseln gehen, um zu wissen, was der Süden ist; — um eine vollkommen fremde Existenz zu begreifen, in der man fröhlich, ja selig leben könnte, selbst ohne alle die Tausende von Bequemlichkeiten unserer Civilisation!

Da liegen sie neben einander: Nisida, das Cap Misene, Procida, die blaue Capri und das schöne Ischia, Kinder jenes Moments, in dem Erde und Meer sich im glühenden Feuer der Jugend begegneten und die Erde die Flammenströme ihres innersten Lebens in die bewegten Wellen des Meeres ergoß, das sie fest hielt und erkalten machte. Und dies Feuerleben ist noch in den Inseln wirksam: es glüht noch in den heißen Quellen, es taucht noch auf in dem rauchenden Erdreich; es reift die feurige Traube, es funkelt in den Augen des eingebornen

*) Fanny Lewald: in der Beschreibung ihrer Reise durch Italien.

Volkes und brennt in der Flammenblüthe des Caktus und Granatbaumes.

Ischia, die größte dieser Inseln, zeigt am meisten Spuren eines solchen vulkanischen Ursprungs; denn wenn man, von Neapel kommend, in dem zunächst gelegenen Städchen Ischia landet, so hat man einen bedeutenden Felsen von stumpfer Kegelgestalt vor sich, der vereinzelt im Meere ruht und nur aus Lava besteht. Er wird durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, auf seinem Haupte aber trägt er stolz die Festung Ischia. Unten am Ufer liegt das Städtchen gleichen Namens, darüber der alte Krater, der vor fünfhundert Jahren die Insel so oft und so furchtbar verwüstete, daß sie ganz von ihren Bewohnern verlassen und später durch Spanier und Griechen wieder bevölkert werden mußte, welche der König von Neapel durch große Privilegien auf das kleine Flammeneiland lockte.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter erlangt diese Perle im Golfe von Neapel aber durch die Ruhe und den Frieden, der über ihren paradisischen Fluren liegt.

Wagen und Pferde kennt man hier nicht, ebenso wenig Heerden. Kein Brüllen, kein Pferdegewieher, kein Wagengerassel, kein Laufen und Rennen und Toben und Schreien wie in Neapel berührt hier das Ohr! In tiefem Schweigen liegen die Städtchen Ischia, Casamicciola, Lecco und Foria da, und zwischen ihnen zerstreut die einzelnen Villen, hinter deren dichtbelaubten Gärten dann und wann eine kleine weiße Kirche hervor sieht. Jede Villa

ist von ihren Weingärten umgeben, jeder Weingarten mit hohen Mauern eingeschlossen, ein für sich bestehendes Ganze.

Ernst und hoch sieht der einst flammende Epomeo, dessen zackiger Felsenrücken die Insel durchschneidet, herab auf das träumerische Stillleben zu seinen Füßen, und wahrlich! hier in dieser kleinen Welt könnte man den Wunsch begreifen, im einfachsten Naturgenuß, fern von allen Zerwürfnissen der großen Welt und der Gesellschaft, sich selbst zu leben in träumerischer Ruhe; — sich selbst und seinen Erinnerungen".

Schon die Ueberfahrt in einer prächtigen, dem Prinzen Francavilla gehörenden Barke mit luftigem Baldachin, geführt durch acht zierlich gekleidete Ruderer, war bezaubernd.

Die Signora selbst sah wie eine Königin aus: so schön, so reich, so stolz und imposant! Francavilla und Amadeus saßen an ihrer Seite und lachten und scherzten, — ja alle drei waren übermüthig ausgelassen; denn die Bernasconi liebte es nicht, sich irgend welche Schranken zu setzen, weder in ihrem Stolz, in ihrer Laune, in ihrem Ehrgeize, noch in ihrem Haß, in ihrer Liebe, in ihrer Heiterkeit. Ein von der Natur, dem Schicksal und den Menschen verwöhntes und verzogenes Kind, that sie unbedingt alles, was ihr in den Sinn kam, und alles was sie that mit wildschäumender Leidenschaftlichkeit und ächt italienischer Gluth.

So erreichte man, fast ohne es zu gewahren, die Insel;

aber auch diese schien den Besuch auf festliche Weise empfangen zu wollen.

Schon am Ufer standen geputzte Menschen mit heiteren Gesichtern. Es wurde ein Kirchenfest gefeiert. Prozessionen zogen an blumengeschmückten Altären vorüber, die provisorisch im Freien errichtet worden waren, und wo sie sich zeigten, da knallten Freudenschüsse durch die Luft. Aber wenn man seinen Segen empfangen hatte und die Prozession vorüber war, dann gedachte man nicht mehr des Betens und der Heiligen, da gab sich Alles ungetheilt der Lust hin.

„Und der schlanke Marinaro in weißem Hemde und weißer Hose, die vielfarbige Schärpe um die Hüfte geschlungen, den schwarzbebänderten Strohhut auf dem Ohre, wie stolz geht er umher mit Frau und Kind in der selbstgeschaffenen Herrlichkeit!

Da tanzen flinke Eseltreiber mit ihren rothen Hängemützen die kecke Tarantella nach dem Klange des Tamburin. Da schauen schöne Weiber, reizende Mädchen drein, fröhlich plaudernd, bis das Tamburin näher und näher ertönt und mit seinem wirbelnden, schwirrenden Schalle auch sie fortreißt, in den unwiderstehlichen Rhythmus der prächtigen Tarantella.

Wie fliegen die Blicke, wie keck naht sich der schöne Marinaro der schlanken und doch üppigen Frauengestalt!

Wie weiß sie ihm auszuweichen, obgleich sie ihn zu fesseln versucht; wie zucken Leben und Liebeslust in jeder Bewegung; wie stimmt die üppige Natur und das zauberische Abendlicht wundervoll zusammen mit dem feurigen

Tanze dieser schönen Menschen! Selbst die ältesten Frauen widerstehen ihm nicht, sie begleiten mit rhythmischem Gesange den einfachen Klang des Tamburins, bis Ermüdung dem Jubel ein Ende macht.

Und — — wie ist es schön, auf der Höhe zu stehen, die hinabschaut nach Foria, dem weißen Städtchen, das heute noch die viereckigen, zinnengekrönten Wartthürme der Sarazenenzeit beschützen. Hoch auf den Lavabergen sind sie erbaut, weit hinauszuschauen in das Meer. Um sie her die schauerliche Verheerung jener Zeit, in der die Flammenströme der Erde sich auf ihre Oberfläche ergossen und sich festsetzten in wunderlichen, abenteuerlichen Gestalten.

Kein Anbau gedeiht hier, keine Saat reift in dieser Verwüstung. Nur die stachlige indische Feige drängt sich zwischen den Spalten hervor und bringt ihre unzähligen, gelben Blüthen und Früchte dar.

Und ganz nahe dabei, wo der Boden milder ist, da ziehen sich vom Fuße des Epomeo bis zum Meere herab wieder die einzelnen Villen hin. Weinranken, wohin das Auge blickt; in üppigem Grün hängt die reifende Traube. Ueber dem hohen, schwankenden Schilfrohr der Canna sehen dunkelgrüne Johannisbrodbäume und Oelbäume mit ihren silberweißen Spitzen hervor. Flammende Granaten und schneeweiße Myrthen lehnen sich um das Haus; wie ein hoher Freiheitsbaum ragt aus den scharfen, starken Blättern der mächtige Stamm der Aloe empor, seine große Blüthe dem Lichte entgegentragend. Glänzender Epheu umschlingt die Mauern und Bäume; schwankend und zart

winkt die schöne, weiße Kapernblüthe mit ihrem Violettgeäder von den Wänden herab, und die Clematis schlingt ihre Ranken, mit der Rose von Pästum vermischt, hinunter zu den rothen und weißen Blumen der Oleandergebüsche!

Ach! diese Erde ist so unsäglich schön! Er muß ja alltäglich wiederkommen der Sonnengott, wenn er sie einmal gesehen hat. Er kann nicht von ihr lassen; und weil sie so schön ist, liebt er sie und belebt sie mit seinen erwärmenden Strahlen. Schon sehe ich ihn im Geiste emportauchen hinter dem Rücken des alten Wächters der Insel, des starren Epomeo, der selbst erglüht unter dem Scheine des jungen Tages. Und alle Blüthen bringen ihm ihre süßesten Düfte dar, und alle Vögel flattern ihm entgegen, Alles seh ich den Tag begrüßen. Nur der Mensch ruht noch und träumt in heiligem Schlummer!

Wie müßte es sich so süß träumen lassen in der Stille dieser kleinen Welt, wenn man das Ziel seines Strebens in derselben erreicht hätte, wenn nicht Wünsche und Gedanken hinausflatterten in die weite, weite Ferne.

Es soll Frieden sein in der Welt, so will es Gott; und der Frieden ist da.... aber wir verstehen ihn nicht zu finden und nicht zu fesseln und nicht zu genießen; denn der Friede ist die harmonische Einheit alles Erschaffenen, und wir Menschen sind uneins geworden in uns selbst; wie sollten wir in Einklang und in Frieden sein mit Anderen und mit der Natur?

Wie Zugvögel fliegen wir heimathlos über die Erde, erfreuen uns an dieser Blüthe und an jener Frucht, rasten

bald auf schattiger Matte, bald auf starrem Boden, finden manche Freude, manchen Genuß und suchen doch ewig das ewig unerreichbare Glück!

Wie kam man nur darauf, ein Wort zu erfinden für etwas, was doch Niemand kennt, Niemand wirklich erreicht und — weil man das Wort gefunden hat — doch nun ein Jeder erstrebt?

Das Glück besitzen wollen, das ist so gefährlich, als den Stein der Weisen suchen. Es hat uns Ruhe und Frieden genommen, es treibt uns rastlos durch's Leben und wir genießen das Leben nicht.

Jenseits der Wolken, sagen die Priester, da wohne das Glück; und lebensmüde, gebrochenen Herzens richtet das sterbende Auge dorthin den letzten Blick, die letzte irdische Hoffnung, und dort ...... *)

Die Bernasconi und ihre Gesellschaft hatten, bei wahrhaft fürstlicher Bewirthung auf der Villa des Prinzen Francavilla, den Abend hingebracht. Die Heiterkeit hatte sich von Minute zu Minute gesteigert; feurige Weine, feurige Augen, feurige Reden und Herzen,.... alles Gluth, Leben, Lust. Wundervoll hatte die Bernasconi ihre schönsten Arien gesungen, — herrlich hatte Amadeus auf dem Claviere und der Violine phantasirt, — göttlich schön blickte der Himmel des Südens auf die heitere, schwelgende Gesellschaft...... als plötzlich Jomelli, der,

---

*) Fanny Lewald: „Ischia," in ihrer italienischen Reise.

um Luft zu schöpfen, nach dem Meeresufer gegangen, bleich und zerstört zurückkam.

„Jomelli!“ — rief sogleich die Bernasconi, deren Falkenauge nichts entging — „was ist geschehen? Sie sind blaß wie der Tod?“

„Weil ich mit dem Tod nahe zusammengetroffen bin!“ — versetzte ernst der Capellmeister.

„Wie so?“ — frugen Alle.

Jomelli schwieg einen Augenblick, als ringe er nach Fassung, dann sagte er mit tief bewegter Stimme.

„Signora! — der Himmel hat uns heute ein wundervolles Fest bescheert; — Ihre Güte und die Güte des Prinzen haben Freude und Lust auf uns gehäuft, und Freude und Lust und Friede und Versöhnung hat Gott ringsum uns her über die schöne Erde gegossen. Ich weiß es, Ihr großes Herz fühlt dies, denn eine Bernasconi kann nur groß fühlen, denken und handeln. Signora! bekunden sie dies jetzt.... rufen sie einen Unglücklichen, mit sich und der Welt Zerfallenen,.... rufen Sie einen Todten in's Leben zurück!“

Die Bernasconi lachte; dann sagte sie: „Jomelli, ich kenne Sie als einen geschickten Musiker und Componisten; aber das habe ich nicht gewußt, daß Sie auch ein so famoser Schauspieler sind!“

„Er will unserer Lust eine dunkle, tragisch-komische Folie geben!“ — scherzte der Prinz — „das ist klug. Ueber dem Tod und seinen Schrecken erhebt sich das Leben mit seiner Wonne um so lichter und herrlicher!“

„So lassen Sie es denn auch wieder licht und freundlich aus dem Dunkel des Todes aufblühen! — sagte Jomelli ernst und doch milde. — „Ich scherze nicht, Signora; — von Ihrer Güte, von der Seelengröße der großen Bernasconi hängt in diesem Momente Leben und Tod eines Menschen ab!“

„Ich verstehe Sie nicht!“ — sagte jetzt unangenehm berührt und doch von Jomelli's Worten geschmeichelt die Sängerin.

„So will ich einfach berichten, was ich eben erlebte, als ich — frische, kühle Luft zu schöpfen — nach dem Ufer des Meeres ging!“ — versetzte Jener.

„Nun?“ — riefen Alle.

„Ich hatte dasselbe noch nicht erreicht, als ich eine Menge Leute am Strande zusammenlaufen sah. In allen Häusern flammten Lichter auf, Lichter schaukelten sich auf den Barken — es mußte etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Ich eilte daher, von Neugierde getrieben, dem Orte zu, und ich hatte mich nicht getäuscht. Fischer brachten auf einer Barke die Leiche eines jungen Mannes!“

Jomelli hielt inne; über das Antlitz der Bernasconi aber lief eine tiefe Blässe.

„Nun!“ — sagte der Prinz im gleichgültigsten Tone — „es wird ein Fischer oder Schiffer der Insel gewesen sein, der bei seinem Geschäfte verunglückte.“

„Nein!“ — rief die Bernasconi laut, aber mit dem Tone der Ueberzeugung — „es war Caraffa!“

Alle erbebten.

„Ja!“ — sagte Jomelli langsam und tief bewegt: — „Es war Caraffa!“

Eine tiefe Stille trat ein.

„Und er ist todt?!“ — frug endlich die Bernasconi.

„Nein!“ — fuhr Jomelli fort. — „Fischer hatten es bemerkt, wie er sich in das Meer stürzte und waren herbeigeeilt ihn zu retten. Er lebt noch.... aber, Signora, ich kenne den jungen Mann, er wird nur durch Ihre Großmuth zu retten sein. Sein Leben und seine Zukunft, liegen in Ihrer Hand!“

Abermals tiefe Stille.

„Sein Sie großmüthig“ — hob nach einer Pause Jomelli aufs Neue an — „lassen Sie mich ihm die Nachricht bringen, daß Sie morgen seinen Bitten willfahren und auf der Probe seiner Oper singen wollen; ohne dies wird sie nicht gegeben und seine Ehre, sein Ruf, seine Zukunft sind vernichtet.“

„Ich habe mein Wort gegeben, daß ich in keiner Probe der „Thisiphone“ singen würde!“ — entgegnete finster die Primadonna.

„Und werden Sie es halten..... wenn dadurch ein junges, hoffnungsvolles Leben dem Tode verfällt?“

Jetzt wollte es wieder wie Wetterleuchten in der Signora aufblitzen.... da ließen sich plötzlich wunderbare Töne hören, — Töne, so rein, so zart, so innig, so flehend, als schreie eine wunde Seele im Todeskampfe um Erbarmen auf zu Gott.

Es war Amadeus, der sich — bis in das Tiefste

erschüttert — weggeschlichen hatte, und nun, während Thränen in seinen Augen standen, ein wundervolles „Kyrie eleison“ auf der Violine hinhauchte. Und die Töne riefen flehend, mahnend: „Herr, erbarme dich unser! Christus, erbarme dich unser!“

Und tief, tief in der Seele der Bernasconi dämmerte es wie Jugenderinnerung — dämmerte es wie aus jenen Zeiten, da diese Worte noch Bedeutung für sie gehabt, — da sie, als ein kleines, unschuldiges Mädchen, sich tief ergriffen an die Brust geschlagen, wenn sie in feierlichem Chore in der Kirche erschallten. „Kyrie eleison!“ — flehte es abermals — „Christe eleison!“ — rief es, und mit so zauberhafter Gewalt und mit so wundervoll klaren, reinen, süßen Tönen, als ob die Engel des Himmels es seien!

„Jomelli!“ — sagte jetzt die Bernasconi — „gehen Sie hin, sagen sie Caraffa, daß ich seinen Wunsch erfüllen, daß ich morgen auf der Probe und mit dem ganzen Anfwand meiner Kunst bei der Aufführung singen werde.“

Jomelli dankte freudig, und wandte sich rasch zum gehen.

„Aber!“ — rief ihm die Signora schon wieder heftiger nach — „setzen Sie hinzu, daß ich dies nicht in Folge seines albernen Streiches thue, sondern aus freiem Willen!“

Jomelli eilte, sich verbeugend, davon.

Als Amadeus zurückkam, drückte sie ihm schweigend die Hand. Bald aber waren der Prinz und sie verschwunden und blieben es.

Um Mitternacht kehrte Jomelli zurück. Caraffa war noch nicht außer Gefahr, aber die Nachricht hatte ihn sichtbar gehoben, und da man ihn auf der Signora Befehl, nach der Villa des Prinzen gebracht und hier auf das sorgsamste verpflegte, durften sich die Freunde den besten Hoffnungen hingeben.

So graute der Morgen, als Jomelli und die beiden Mozart's die Rückfahrt antraten. Der leise, frische Morgenhauch berührte ihre glühenden Stirnen wohlthätig; und wie mit dem ersten Lichte in Osten die Fackeln der Fischerboote allmählig erloschen, war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren wunderbaren Traume.

---

## Das Ordenskreuz.

„So ist also Ihre Abreise nach Rom unumstößlich auf morgen festgesetzt?" — frug, mehrere Tage später, Jomelli, der mit Doll bei Mozarts eben eingetreten war.

„Ja!" — entgegnete der fürstlich Salzburgische Capellmeister. — „Leider können wir nicht länger in dem unvergleichlichen Neapel bleiben."

„Dies „leider" hören wir sehr ungern und doch auch wieder gern!" — sagte Jomelli freundlich. — „Gern, weil es uns beweist, daß es Ihnen hier gefiel, und ungern, sehr ungern, weil wir daraus ersehen, daß Ihr Entschluß, uns zu verlassen, fest steht!"

„Meine Freunde!" — versetzte der Capellmeister — „vor allen Dingen habe ich, als höchste Richtschnur meines Handelns, die musikalische Carriere meines Sohnes im Auge zu behalten. In dieser Beziehung führt uns denn

unser Weg über Rom nach Mailand, denn es ist Zeit, daß Amadeus seine Oper zu componiren beginnt. Ferner bietet sich uns eine treffliche Reisegelegenheit, da uns der kaiserliche Gesandte, Graf Kauniz, der ebenfalls nach Rom geht, einen seiner Wagen angeboten hat; endlich hat unser Aufenthalt in Neapel, — nachdem wir nun auch den Vesuv, Pompeji, Herkulanum und alle anderen Merkwürdigkeiten gesehen haben, — keinen Zweck mehr, denn zu Hofe kommen wir doch nicht!"

„Es ist unbegreiflich!" — sagte Doll. — „Die Königin war doch immer so artig!"

„O ja!" — rief Amadeus lachend. — „Sie grüßte immer sehr freundlich; aber dabei blieb es auch."

„Und hat sie denn gar keinen Einfluß auf den König?" — frug der Vater.

Jomelli zuckte die Achseln, dann sagte er, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, mit gedämpfter Stimme: — „Hier regiert nur einer, und das ist glücklicherweise der Minister Tanucii; der König ist nach seiner angeborenen Natur und nach seiner Bildung der roheste unter den rohen Fischern, Jägern und Lazzaroni, mit denen er denn auch gern verkehrt und täglich umgeht; deren Sitten und Witze er sich angeeignet hat und deren Volksdialekt er redet!"

„Unglaublich!" — riefen Vater und Sohn.

„Er ist ein wilder, zügelloser, unermüdeter Jäger, — ein Fischer, der bei jedem Wetter, selbst bei furchtbar brennender Sonne im offenen Kahne aushält!"

„Und sein Vater?“

„That nie etwas für seine Erziehung. Bildung und Kunst blieben ihm vollkommen fremd.“

„Aber als Regent, als König, mußte doch für seinen Unterricht gesorgt werden?“

„Es war genug, ihn zur Kirche und ihren Ceremonien anzuhalten, da war er der Seligkeit gewiß und brauchte weder menschliches Gefühl, das ihm überhaupt ganz fehlt, noch Tugend, noch Kenntnisse und Einsicht.“

„Und die Königin?“

Jomelli sah sich wiederholt vorsichtig um, und erst, als er überzeugt war, daß Niemand ihr Gespräch hören konnte, versetzte er:

„Wenn Tanucii nicht wäre, würde Land und Volk diesem ausschweifenden und grausamen Weibe und ihren Liebhabern Preis gegeben sein.“ *)

„Schweigen wir also über diesen Gegenstand!“ — sagte hier traurig Vater Mozart. — „Sie sehen, daß wir recht haben, nicht länger auf eine Einladung des Hofes zu warten. War doch der Violinist Lamotte, der in der Kaiserin Maria Theresia's Diensten steht und auf ihren Befehl und für ihre Unkosten Italien durchreist, und dem man geradezu versprochen hatte, ihn zu hören, Monate lang umsonst in Neapel. Nein, nein! die Zeit ist kostbar, wir gehen.“

---

*) Geschichtlich. Näheres: „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten“ v. F. C. Schlosser III. Bd. S. 60—72

„Sie haben recht!“ — versetzte Doll. — „Nur ist es recht schmerzlich für uns, Sie zu vermissen.“

„Um Gottes Willen!“ — rief jetzt Wolfgang — „nur keine Abschiedsscenen! Sagen Sie mir lieber, bester Jomelli, wie geht es Caraffa?“

„Um vieles besser.“

„Ist er außer Gefahr?“

„Vollkommen! — Sie wissen ja, Maestro, daß die Bernasconi Wort hielt, sowohl mit der Probe, als mit der Aufführung, in der sie die ganze Fülle und Pracht ihrer Stimme, den ganzen Glanz ihrer Schule entfaltete.“

„Ja! davon war ich ja selbst Zeuge und freute mich darüber!“ — sagte Amadeus.

„Dies Weib hat eben doch etwas Großes!“ — fuhr Jomelli fort — „auch in ihrer Denkungsart. Aber ....“

„Aber?“

„Sie ist eben Primadonna, und damit ist Alles gesagt.“

„Und Caraffa?“

„Er war überglücklich als er hörte, wie herrlich seine früher so erbitterte Feindin in der „Thisiphone“ gesungen und daß seine Oper gefallen. Ich denke es ist der Welt dadurch ein tüchtiger Musiker erhalten worden.“

„Und haben Sie von der Bernasconi schon Abschied genommen?“ — frug hier Doll.

„Wir sprachen sie seit jenem Abend auf Ischia nicht mehr!“ — entgegnete Vater Mozart. — „Wenn Sie uns aber auch nicht annahm, so war sie nicht minder liebevoll.“

Und mit diesen Worten holte der Capellmeister ein Etuis herbei, das bei seinem Oeffnen ein reizend gemaltes Bild von Ischia zeigte.

Auch der Rahmen war von wundervoller und kostbarer Arbeit; in der Mitte des oberen Theiles aber tauchten zwei kleine Engel aus den, das Ganze schmückenden, Arabesken — zwei kleine allerliebste Engel, die ein goldenes Schildchen hielten, auf welchem die Worte standen:

„Kyrie eleison!“

„Das ist ein sehr sinniges Andenken!“ — sagte Jomelli — „auf das unser Amadeus noch dazu stolz sein kann.“

„Es ist mir wenigstens unendlich theuer!“ — versetzte dieser und seine Blicke hingen mit Entzücken an demselben.

Freunde traten jetzt ein, dann mußten noch einige Abschiedsbesuche gemacht werden und so ging die letzte Zeit in Neapel dahin.

Aber wie leid that beiden am anderen Morgen die Trennung von der herrlichen Stadt und Gegend! Für Wolfgang war es ein Glück, daß es nach Rom und zu Giuditta ging, die er in den letzten Wochen fast vergessen hatte. Ob in Giuditta's Herz und Geist sein Bild und Andenken wohl auch so schnell vergessen war?

Nun es mußte sich ja bald zeigen! Aber die Reise war diesmal ziemlich anstrengend, denn es ging, beinahe ohne Aufenthalt, siebenundzwanzig Stunden mit Postpferden. Herr Leopold Mozart galt dabei für den Haushofmeister des kaiserlich Oesterreichischen Gesandten, Grafen

Kauniz, und bekam somit überall freundliche Gesichter und gute Pferde, so wie es ihm in Rom die lästige Mauth-Visitation ersparte.

So hatten sie, bei Ankunft in Rom, in siebenundzwanzig Stunden nur zwei Stunden geschlafen. Sobald sie daher ein wenig Reis und ein paar Eier gegessen hatten, die ihnen Frau Uslinghi servirte — Giuditta zeigte sich nicht — schlief Amadeus vor Müdigkeit und Abspannung auf dem Stuhle ein, und zwar so fest, daß ihn der Vater völlig ausziehen und schlafend ins Bett legen mußte. Aber auch hierbei gab er kein Lebenszeichen von sich, und als er den anderen Morgen um neun Uhr erwachte, wußte er nicht, wo er war und wie er ins Bett gekommen.*)

Aber wo war Giuditta? — Der Angabe der Mutter nach, hatte sie sich nur auf wenige Tage zu ihrer Tante nach Civita Vecchia begeben; aber diese wenigen Tage vergingen und sie kam nicht zurück. Frau Uslinghi selbst erschien Amadeus weniger freundlich und es lag auf ihr und Giuditta's Abwesenheit etwas Geheimnißvolles.

Amadeus peinigte die Sache um so mehr, als er sich seit dem letzten Zusammentreffen mit dem lieben Mädchen in der Grotte der heiligen Cecilie von Marino nicht ganz frei von Schuld fühlte; wenigstens in sofern, als er diese Zusammenkunft seinem Vater verheimlicht hatte, was ihm, bei seiner sonstigen Offenheit und Ehrlichkeit, ungemein drückte und peinigte.

---

*) Nissen: S. 213. Jahn: I. Thl., 2. Buch. S. 204.

Sollte — so dachte er jetzt oft im Stillen — dem wachsamen Auge des Vaters jener letzte Abschied doch nicht entgangen sein? Und war die jetzige Abwesenheit Giudittas und die leise Mißstimmung ihrer Mutter seine Schuld?

Wolfgang wagte nicht zu fragen; übrigens blieb ihm auch wenig Zeit dazu, so wie überhaupt sein Charakter nicht geschaffen war, derartigen Dingen lange nachzuhängen. Auch war die Stimmung des Vaters um so weniger eine erfreuliche, als er auf der letzten Station vor Rom durch einen Sturz des Wagens eine schmerzliche Verwundung am rechten Fuße davon getragen.

„Du weißt," — schrieb in dieser Beziehung der Alte unter dem 30. Juni an seine Gattin nach Salzburg, — „daß zwei Pferde und ein Postillon drei Bestien sind. Auf der letzten Post nach Rom schlug der Postillon das Pferd, welches zwischen den Stangen geht und folglich die Sedia so gut als auf dem Rücken trägt. Das Pferd stieg in die Höhe, verwickelte sich in dem mehr als spanntiefen Sand und Staube und fiel mit Gewalt nach der Seite zu Boden, riß folglich den vorderen Theil der Sedia mit sich; weil diese nur zwei Räder hat. Ich hielt den Wolfgang mit einer Hand zurück, damit er nicht hinausstürze, mich aber riß die Gewalt mit dem rechten Fuße an das mittlere Eisen des zurückfallenden Spritzleders, daß ich das halbe Schienbein des rechten Fußes fingerbreit aufriß."*)

---

*) Brief Nr. 86. Leopold Mozarts. Nissen.

Indessen heilte die Wunde rasch, was um so nöthiger war, als der Capellmeister überhaupt diesmal nur wenige Tage für Rom bestimmt hatte und schon wieder Einladungen zu dem Kardinal Pallavicini, dem toskanischen Gesandten Baron Saint Odile und anderen Notabilitäten vorlagen.

Die Soirée bei dem Kardinal war ungemein glänzend. Amadeus spielte wie immer zum Entzücken der Anwesenden, wurde aber auch von dem Kirchenfürsten auf die liebenswürdigste Weise behandelt und ausgezeichnet.

„Nun!“ — sagte dieser, nachdem er sich lange mit dem jungen Maestro über deutsche und italienische Kirchenmusik unterhalten und von diesem Thema endlich auf die bevorstehende Abreise desselben von Rom gekommen war, — „der heilige Vater bedauert, wie wir Alle, Sie so bald von hier scheiden zu sehen; aber er wünscht wenigstens bei dieser Gelegenheit Ihnen und der Welt beweisen zu können, wie hoch er wahres Verdienst schätzt. Seine Heiligkeit haben mich daher beauftragt, Ihnen, Signore Cavaliere, seinen Orden vom goldenen Sporn zu überreichen. Sie sind damit zum Ritter dieses Ordens erhoben, und wollen dies goldne Kreuz zum Zeichen dessen tragen.*) „Te creamus auratae militiae equitem!“

Amadeus und der Vater standen überrascht. Dem noch nicht fünfzehnjährigen Maestro war hier dieselbe Ehre

---

*) Jahn: I. Theil, 2. Buch. S. 204.

widerfahren, welcher sich der damals so berühmte Gluck zu erfreuen hatte. Neben Ritter von Gluck stand nun, der noch so kindliche —— Ritter von Mozart.

Amadeus und sein Vater statteten, wie sich von selbst versteht, dem Kardinal, und am andern Tage seiner Heiligkeit, ihren wärmsten Dank ab. Aber wie weit waren diese beiden edlen und einfachen Naturen von allem Stolze entfernt! Sie freuten sich über die Auszeichnung, legten aber keinen weiteren Werth hinein. Amadeus erwähnte dieses Vorfalles sogar nur in einem Briefe an die Schwester mit den leichthin scherzenden Schlußworten: „Mlle. j'ai l'honneur d'être Votre très humble serviteur et frère: Chevalier de Mozart!"*)

Dagegen gab etwas Anderes der ganzen Stimmung des jungen Künstlers eine solch entschiedene Richtung, daß er alles Uebrige: Rom, Orden, Giuditta und die Welt darüber vergaß.... es war das endliche Eintreffen des Textes seiner jetzt für Mailand zu componirenden Oper: „Mithridate Re di Ponto"**) von Vittorio Amadeo Cigna-Santi.

Amadeus war, wie durch einen Zauberschlag, ein Anderer. Jetzt gab es keinen Gedanken für ihn mehr, als das neue große Werk. Jetzt war selbst Italien unter

---

*) Nachschrift des väterlichen Briefes (Nr. 88.) vom 7. Juli 1770 von Rom aus.

**) Mithridates, König von Pontus.

seinen Füßen verschwunden, und kaum achtete er darauf, daß, als er zur Abreise in den Wagen stieg, eine unbekannte Hand ihm einen Zettel zwischen die Finger schob. In musikalische Gedanken verloren entrollte er ihn und las:

„Wir sehen uns wieder!“

Giuditta.

## Intriquen.

Es war Abend geworden und das große Kaffeehaus am Corso orientale in Mailand füllte sich mehr und mehr. Ein Theil der Anwesenden beschäftigte sich mit dem Durchlesen der Zeitungen und Journale, Andere tranken Kaffee oder Chocolade, die Mehrzahl aber rauchte und schwatzte, und gab sich dabei dem süßen Nichtsthun, dem dolce far niente der Italiener, hin.

Unter letzteren befand sich auch ein Mann von hervorstechendem Aeußern. Er war groß, schön gewachsen und mit auffallender Sorgfalt gekleidet. Auch seine Gesichtszüge hatten etwas Auffallendes, das aber keinesweges angenehm genannt werden konnte, denn es lag ein finsterer, unbehaglicher Ausdruck in ihnen, ein gewisses Etwas, das ein Uebelwollen mit der ganzen Welt verkündete. Seine

Blicke waren dabei stechend und falsch, während seine Manieren von stolzer Selbstgenügsamkeit zeugten.

Jetzt saß er mit über einander geschlagenen Beinen, die Cigarre im Munde, in einem Winkel des Billardzimmers, wie es schien, den Spielenden zuschauend. Waren aber auch seine Augen auf diese gerichtet, seine Gedanken waren es gewiß nicht; denn einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß es unter dieser nach oben abgeflachten, unschön geformten Stirne leidenschaftlich arbeite. Von Zeit zu Zeit aber zuckte ein boshaftes Lächeln um seinen Mund, — ein Lächeln, welches dann regelmäßig giftige, in unheimlichem Glanze aufleuchtende Blicke begleiteten.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, ohne daß sich der Ebenerwähnte — mit Ausnahme der kleinen Handbewegungen, welche der Gebrauch der Cigarre erfordert — gerührt hatte, als ein kleines bewegliches Männchen eintrat, daß sich, sobald es jenen wahrgenommen, ihm mit vertraulicher Ehrerbietung nahte.

Diese zweite Figur war in ihrer äußeren Erscheinung von der ersteren sehr verschieden, indem schon die Kleidung eine gewisse geniale Nachlässigkeit beurkundete. Der Rock war fadenscheinig und auffallend befleckt, die Halsbinde nachlässig umgeschlungen und unrein, das rabenschwarze aber hier und da schon grau melirte, lockige Haar ungekämmt, der Bart schlecht rasirt. Verwitterte Züge, pfiffige Augen und eine hohe Stirne charakterisirten dabei das Gesicht des kleinen Mannes, und als er jetzt den in

Gedanken verlorenen, ernsten Freund anredete, geschah es mit einer heißeren, an das Krächzen eines Raben erinnernden Stimme.

„Ei, ei!“ — sagte er dabei, indem er zugleich eine tiefe Verbeugung machte, — „so in Gedanken, Herr Capellmeister Fioroni?“

Der Angeredete schaute auf. Es war, als ob er aus einem Traume erwache, denn er fuhr mit der Hand über die Stirne, sah den sprechenden und dann seine Umgebung groß an, und rief endlich:

„Sieh da, Grimani!“

„Haben mich beinahe nicht erkannt.“

„Ich war allerdings in Gedanken versunken.“

„Doch nicht in unangenehme?“

„Der angenehmen Begebnisse gibt es jetzt wenige.“

„Wie kann dies ein Mann von Ihrem Rufe sagen? — ein Mann, den ganz Mailand — o was rede ich da — den ganz Italien schätzt; — ein Mann, der als erster Capellmeister des Theatro ducale sich so viel Ruhm und Ehre erworben.“

„Grimani!“ — sagte der Angeredete hier, und seine Stirne legte sich in düstere Falten, während ein Zug von Bitterkeit und Hohn um seinen Mund spielte, — „es ist heutzutage eben so wenig mehr Ehre und Ruhm als Capellmeister zu verdienen, wie mit Compositionen. Wenn sich die Welt von Kindern, die noch in die Schule gehen sollten, an der Nase herumführen läßt, dann können sich die alten

verdienten und bewährten Männer pensioniren lassen oder auf das Ohr legen."

„Verstehe, verstehe!" — krächzte Grimani, der sich unterdessen an die Seite des Capellmeisters gesetzt und eine Tasse Chocolade bestellt hatte, — „verstehe! Sie meinen den vierzehnjährigen Mozart."

„Es ist eine Lächerlichkeit!" — fuhr Fioroni heftig fort und seine Blicke schossen umher wie giftige Pfeile, — „es ist eine Lächerlichkeit und eine Entwürdigung der Kunst, einem Knaben die Composition einer Oper anzuvertrauen, — und noch dazu für das Theater zu Mailand!"

Grimani zuckte die Achseln, als wolle er des Freundes Meinung in Zweifel ziehen; aber sein lauerndes Auge verrieth, daß es ihm nur darum zu thun sei, den Haß des Capellmeisters gegen diesen gemeinsamen Feind noch zu stacheln.

In der That schwoll Fioroni der Zorn. Er frug daher mit vor Aerger zitternder Stimme:

„Oder seid Ihr vielleicht auch ein Mozartianer?"

„Der Knabe," — versetzte der Kleine bedenklich — „ist Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft zu Bologna. Er ist Virtuose, Componist, Improvisator und Contrapunktist, das läßt sich nicht läugnen."

„Das heißt, er ist von allem dem soviel als ein Wunderkind sein kann."

„Und der Enthusiasmus, der ihn durch ganz Italien begleitet hat?"

„Ist Erguß des unserer Nation angeborenen Wohl-

wollens für ein Kind von solchen unbezweifelten Fähigkeiten. Aber zwischen Clavierspielen, ein Bischen phantasiren und componiren und der Aufgabe eine Oper zu schreiben — hört mich wohl: ein deutscher vierzehnjähriger Junge — eine Oper für italienische Ohren — — da liegt denn doch eine ungeheure Kluft dazwischen."

„Das ist wohl wahr; aber...."

„Wie kann man von einem Kinde die Kenntniß des chiaro ed oscuro*) erwarten, welche Werke für das Theater erfordern? Ist das nicht Unsinn, Abgeschmacktheit, Lächerlichkeit?! Und ich soll zusehen, wie dieser unbärtige deutsche Knabe an meiner Stelle dirigirt?!"

„Er hat aber schon Opern geschrieben."

„Die werden auch darnach sein.... deutsche Musik!"

„Aber Bologna!"

„Ach was Bologna! Ihr seid ein Narr, Grimani, mit Eurem Bologna! Ihr habt Euch doch wahrlich oft genug als einen tüchtigen Componisten bewährt, gebt mir einmal Antwort: Wie verhält es sich bei der Auffassung des objektiven, selbsteigenen Wesens der Idee, die jeder Leistung in den schönen Künsten zu Grunde liegen muß? Muß hier nicht Alles auf ein, durch viele, viele Jahre langes Studium gegründetes Wissen basirt sein?"

„Gewiß!" — krächzte Grimani, — „auf ein Studium, das oft ein ganzes Leben voll Mühen, Sorgen, Anstrengungen und Erfahrungen in Anspruch nimmt."

*) Licht und Schatten.

„So ist es!" — sagte in gehobenem Selbstbewußtsein der Capellmeister des Theatro ducale. —

„Denn nur im Zustande des reinen Erkennens, wo dem Menschen sein Wille und dessen Zwecke, mit ihm aber seine Individualität, ganz entrückt sind, kann diejenige reine objective Anschauung entstehen, in welcher die Idee eines großen Werkes aufgefaßt wird. Eine solche Auffassung muß es aber allemal sein, welche der Conception, d. i. der ersten intuitiven Erkenntniß vorsteht, die nachmals den eigentlichen Stoff und Kern, gleichsam die Seele eines ächten Kunstwerks, eines genialen Bildes, einer Dichtung, eines Meisterwerkes der Musik ausmacht!"

„Recht, recht! — sehr wahr, sehr wahr!" — rief hier der kleine bewegliche Grimani, — „aber" — setzte er dann mit einem feinen diabolischen Lächeln hinzu, das seine Absicht, den Capellmeister noch immer in heftigeren Zorn zu versetzen, nur zu deutlich verrieth — „aber, die Welt behauptet, dies Alles sei dem „Genie" nicht nöthig. Das Unvorsetzliche, Unabsichtliche, ja, zum Theil Unbewußte und Instinktive, welches in dem „Genie" liege, ersetze Studium, Anstrengung, Wissen und Erfahrung!"

„Verrücktheit!" — rief Fioroni und schoß so furchtbare Blitze aus seinen Augen, daß die Kellner, die das laute Gespräch herangezogen, entsetzt zurückwichen.

Grimani indessen ließ sich nicht irre machen:

„So soll es auch bei diesem vierzehnjährigen, unbärtigen „deutschen Genie" sein!" — krächzte er weiter, seine Chocolade halb schlürfend, halb auf die Kleider träufelnd.

— „Hier herrsche so recht — posaunen die Mozartianer in die Welt — die künstlerische Urerkenntniß; das quelle nur so aus dem kleinen Köpfchen heraus, in dessen Gehirn schon all das Wissen fertig daliege.“

„Dann ist auch all sein Schaffen keine Kunst!“ — rief stolz der Capellmeister und richtete seine große Gestalt höher auf. — „Dann ist und bleibt der berühmte Cavaliere filarmonico eine Maschine .... ein Wunder, und kann nie den Namen Künstler beanspruchen!“

„Nie, nie!“ — wiederholte heißer der Componist.

„Außerdem“ — fuhr der Capellmeister fort — „liegt auch noch ein großer Unterschied zwischen der Conception und der Ausführung. Bei der Ausführung des Werkes, wo die Mittheilung und Darstellung des Erkannten der Zweck ist, kann, ja muß, eben weil ein Zweck vorhanden ist, das Wissen, die Erfahrung wieder thätig sein. Die Kunstmittel müssen zu den Kunstzwecken gehörig angeordnet und angewendet werden .... wie kann das ein Kind!“

„Nun, nun!“ — meinte Grimani — „mein verehrter Herr Capellmeister, man darf eben das Ding doch nicht so weit wegwerfen! Der kleine Teufelskerl von Mozart....“

„Der neugebackene Ritter vom goldenen Sporn!“ — fiel Fioroni spöttisch dazwischen. — „Gebt doch den Leuten die Ehre, die ihnen gebührt.“

„.... Der kleine Teufelskerl von Mozart“ — fuhr Grimani ruhig fort — „ist mit einer so fameusen Productivität als leichter Gestaltungskraft begabt. Sein Mithridate soll eine Menge neuer Formen für den Ge-

sang und namentlich für die Begleitung haben, die im höchsten Grade ursprünglich, glänzend und verführerisch sein sollen."

„Albernheit!" — rief hier der Capellmeister, der immer unruhiger ward. — „Wer so etwas sagt, hat weder Verstand noch Gehör!"

Aber Grimani ließ sich nicht beirren. — „Die Art der Cantilena," — fuhr er fort — „der Modulationen, die Weise der Begleitung, die Mischung der Instrumente, Alles erscheine neu in dieser Oper. Dahin gehöre namentlich die Cabaletta, ein übermüthig schäumendes, aus lauter Staccatonoten gebildetes, mit brillanten Rouladen geschmücktes Motiv, das, plötzlich auf ein Adagio folgend, die Hörer wahrhaft hinreiße und bezaubere."

Die große Figur des Capellmeisters hatte sich erhoben. Sie stand fast wie eine Athletengestalt vor dem schmächtigen, kleinen Componisten, der erstaunt und krächzend frug:

„Nun? wollen Sie auf einmal gehen, Herr Capellmeister?"

Aber dieser warf dem Kellner sein Geld hin und sagte nur in kaltem Tone:

„Addio!"

„Aber Bester!" — rief jetzt Grimani — „ich wollte Ihnen ja gerade einen Plan mittheilen, wie wir — diesem deutschen Knaben gegenüber — unsere Ehre retten können!"

„Das ist etwas anderes!" — sagte Fioroni stolz. — „Ich glaubte in der That Sie seien Mozartianer — und mit diesen bornirten Menschen gehe ich nicht um."

Der Capellmeister setzte sich mit diesen Worten wieder nieder, befahl noch eine Cigarre, und sah dann den Componisten fragend an.

„Also meinen Plan!" — fuhr Grimani schlau blinzelnd fort. — „Nun, ich denke er ist nicht so schlecht."

„So redet, redet!"

„Aber die Ausführung wird Geld kosten."

„Mir gleich. Ich werde da nicht sparen wo es meine Ehre, ja die Ehre Italiens gilt!"

„Vielleicht etwas viel Geld!"

„Ich zahle was es kostet, sobald der Plan gut ist!"

Ueber die verwitterten Züge des kleinen unsauberen Componisten lief es hier wie Sonnenschein im Spätherbst. Geld war etwas, was er sehr liebte, viel brauchte und doch nie hatte. Jetzt lag eine Aussicht vor ihm, wie in das gelobte Land. Ein beneideter und gehaßter Feind sollte vernichtet und dabei viel Geld verdient werden. Dieser entzückende Gedanke ließ ihn einen Augenblick schweigen, so daß der Capellmeister ungeduldig mit den Fingern auf dem Tische trommelte und endlich rief:

„Nun, Grimani, den Plan .... den Plan!"

„Ja so!" — versetzte dieser, sich sammelnd. — „Nun, er zerfällt vor allen Dingen in zwei Theile."

„Und die sind?"

„Einmal muß die öffentliche Meinung unterminirt und für uns gewonnen werden."

„Und wie das?"

„Durch Bestechung."

„Aber wen wollt Ihr bestechen? Siebenachtel von Mailand schwärmen für den Cavaliere filarmonico.“

„Aber die Hälfte davon nur . . . . weil es Mode ist. Ich habe zehn Freunde, die mit mir einig sind, lauter Musiker und Componisten, alles gute Italiener, die — wenn man ihnen die Zeit vergütet, welche sie dabei verlieren — innerhalb acht Tagen die ganze Stadt überzeugen werden: daß die Musik der neuen Oper etwas Junges, Elendes und Unreifes sei; — ja, daß sich ganz Italien und namentlich Mailand schämen müsse, von einem Knaben, und noch dazu von einem Ausländer, die kindischen Erstlingsversuche aufgebunden zu haben.“

„Gut, gut!“ — meinte der Capellmeister. — „Aber werden sie's auch glauben?“

„Warum nicht?“ — rief der Kleine, eine Priese nehmend und zugleich einen Regen von Schnupftabak auf Kleider und Boden streuend. — „Das Schlechte glauben die Menschen immer lieber von Anderen, als das Gute. Dann werden ich und meine Freunde als Sachkenner, Lehrer und musikalische Orakel sprechen, und endlich wird der aufgestachelte Patriotismus auch etwas zur Sache thun.“

„Und der zweite Theil Eures Planes?“

„Der ist diplomatischer Natur und muß durch Sie, Herr Capellmeister, ausgeführt werden.“

„Durch mich?“

„Ja!“

„Und wie?“

„Ich habe mir — versteht sich gegen viel Geld — die scrittura*) der Oper, welche der junge Mozart componirt, zu verschaffen gewußt. Sind Sie nun mit mir einverstanden, so componire ich im Geheimen mehrere der Hauptarien für die Primadonna und den Primouomo. Sie, mein Verehrter, der Sie ja mit der Bernasconi und mit Santorini bekannt sind, gehen dann zu beiden, stellen sich, als ob sie in Verzweiflung über das Schicksal seien, das diese beiden Koriphäen des Gesanges erwarte, wenn sie die Arien dieses unreifen Kindes sängen; ..... bringen dann gleich meine Compositionen mit — natürlich ohne zu sagen von wem sie herrühren — und beschwören Beide, um Gottes und ihrer selbst willen, diese, statt der Mozart'schen, einzulegen."

„Und dann?"

„Nun .... dann ist die Oper verloren und der Cavaliere filarmonico mit, — trotz dem Orden vom goldenen Sporn."

„Aber wie so?"

„Weil man, kurz vor der ersten Aufführung, aussprengt, die von dem Knaben geschriebenen Arien seien so erbärmlich, so ganz unsingbar ausgefallen, daß Primadonna und Primouomo sich genöthigt gesehen hätten, heimlich andere, von einem inländischen Componisten gefertigte, einzulegen."

„Grimani!" — rief hier der Capellmeister und seine giftigen Blicke leuchteten triumphirend auf, wie die eines

*) Den Text.

Basilisken, — „Grimani! Ihr seid ein verflucht gescheider Satan. Der Plan ist herrlich ausgedacht und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir den vorwitzigen kleinen Maestro nicht aus dem Sattel höben und die Oper zum förmlichen Durchfallen brächten."

„Ja!" — meinte Grimani — „nur dürfen der Herr Capellmeister mit dem Gelde nicht knausern."

„Nein!" — sagte dieser stolz — „das werde ich auch nicht. Ich bin, Gott sei Dank, reich, und so kann ich etwas zur Rettung unserer und der Ehre Italiens daranhängen. Kommen Sie morgen früh zu mir, Grimani, und sagen Sie mir, welche Summe . . . ."

Aber das Wort starb dem Capellmeister des Theatro ducale auf der Zunge, denn eben waren Vater Mozart und sein Sohn eingetreten.

Der gewürfelte Lebemann faßte sich indessen rasch; ein leiser Fußtritt machte Grimani auf die Eingetretenen aufmerksam, dann eilte Fioroni mit ausgebreiteten Armen auf Vater Mozart zu, und hieß diesen, wie Amadeus willkommen.

„Das ist schön," — sagte er dabei, indem er dem einen wie dem anderen mit verstellter Herzlichkeit die Hände drückte und schüttelte — „das ist herrlich, daß meine lieben, hochgeehrten Herren Collegen einmal hieherkommen. Hätte mir doch in der That nichts Angenehmeres begegnen können."

„Auch uns freut dies zufällige Zusammentreffen sehr!" — entgegnete der Vater, der — ebensowenig wie Amadeus — auch nur die leiseste Ahnung von der wirklichen

Gesinnung Fioroni's hatte. Im Gegentheile, die beiden ehrlichen, offenen Deutschen glaubten in dem Capellmeister des Theatro ducale einen der aufrichtigsten Freunde gefunden zu haben.

Jetzt kam auch Grimani herbei, den Fioroni dem jungen Maestro als einen seiner enthusiastischsten Verehrer vorstellte. Wolfgang, der auf solche Dinge nichts gab, war nichtsdestoweniger hier, wie immer, ungezwungen freundlich, und nahm — mit Lüge und Verstellung völlig unbekannt — was er hörte und sah für Wahrheit. So kam es, daß die beiden schlauen Italiener — Fioroni hatte es sich nicht nehmen lassen, Vater und Sohn mit einer Flasche feurigen Weines zu bewirthen — bald von der Oper alles erfuhren, was ihnen zu wissen nöthig war, ja die Unbefangenheit des jungen Maestro hätte ihnen noch tiefere Blicke in die Composition gestattet, wären jetzt nicht auch noch andere Freunde eingetreten.

Es waren ebenfalls Männer der Kunst: Sammartino, Lampugnani und Piazza Colombo — eben Diejenigen, die die beiden Mozarts auf diesen Abend hieher bestellt. Alle drei gehörten übrigens zu den aufrichtigsten und glühendsten Verehrern des jungen Deutschen. Im Feuer der Begeisterung ließen sie es daher auch nicht für Amadeus an Lob und Huldigungen fehlen, welchen sich natürlich Fioroni in pomphaften Worten anschloß, während es für einen unbefangenen Zuschauer in der That komisch gewesen wäre, zu sehen, wie der große und starke Mann mitten im Gespräche oft vor Neid die Farbe wech-

selte und — vorzüglich an der Nasenspitze — bald blaß bald roth wurde. Sein ohnehin ziemlich gelber Teint nahm dabei nach und nach eine lederartige Färbung an, während die Lippen in's Bläuliche spielten.

Aber das ist ja gerade der Fluch des Neides: daß er sich selbst verzehrt, wie der Rost das Eisen.

Die Gesellschaft, die sehr lustig wurde, verließ erst spät in der Nacht das große Caféhaus am Corso orientale. Fioroni und Grimani nahmen unter den wärmsten Freundschaftsversicherungen Abschied. Als sie sich aber allein wußten, lachten sie laut auf und der Capellmeister rief, halb im Ingrimm, halb voll Hohn:

„Die dummen Deutschen! Sie stecken selbst die Köpfe in die Falle, und, bei Gott und allen Heiligen, sie sollen sie auch nicht mehr herausziehen. Grimani, Sie componiren mir morgen — außer den besprochenen — noch einige andere Piecen aus der scrittura des Mithridate und zwar diese recht schlecht, .... verstehen Sie was ich meine? .... linkisch .... unsingbar .... stümperhaft! Ich werde Ihnen die Mühe reich belohnen. Ist das geschehen, muß sie der Abschreiber des jungen Spornritters copiren, damit sie mit den übrigen Abschriften von gleicher Hand sind. Dann aber werde ich dafür sorgen, daß sie für Mozart'sche Machwerke in die Hände sachverständiger Leute kommen, und sich so, schon im voraus, ein ungüngstiges Urtheil über die zu erwartende Oper bildet. Bei der Aufführung der ersten Oper bleibt das Haus ja außerdem immer leer; senden wir dann unsere Leute in das

Theater und haben dabei die Bernasconi und den Santorini auf unserer Seite, so muß sie glanzvoll durchfallen; — ist sie aber einmal a terra *) gegangen, so ist es in Italien aus mit dem Ruhme des Cavaliere filarmonico!"

Und Fioroni rieb sich triumphirend die Hände; Grimani aber rief krächzend:

„Auf Morgen also!" — und Beide verschwanden in der Dunkelheit.

---

*) Alle stella (zu den Sternen) geht — wie die Italiener sagen — eine Oper, wenn sie vollständig siegt; a terra, wenn sie durchfällt.

## Das Ungewitter.

Fioroni's und Grimani's Chikanen und Intriguen blieben indessen nicht ohne Erfolg. Zwar spielte Fioroni — der stolze, angesehene, und durch seinen Einfluß mächtige Capellmeister des Theatro ducale — verdecktes Spiel, so daß ihn Leopold und Wolfgang Mozart für ihren aufrichtigsten Freund hielten; aber gerade durch sein heimliches Wirken wirkte er doppelt gefährlich.

Vater Mozart kam tagtäglich verstimmter nach Hause. Während man früher nur die kühnsten Erwartungen von dem ersten großen dramatischen Werke des Cavaliere filarmonico gehegt, griff jetzt — nach und nach — nicht nur bei Vielen ein sonderbarer Zweifel an der nöthigen Befähigung des jungen Maestro um sich; — nein, man zuckte auch über den „Deutschen" die Achsel, der den „Italienern" lehren sollte, was Musik sei; — ja, in den

letzten Tagen war es sogar Vater Mozart zu Ohren gekommen, daß man von „unreifem Machwerk“ spreche.

Man kann sich denken, wie peinlich solche Beobachtungen für den Vater waren und welche Bergeslast von Sorgen sie auf seine Schultern wälzten.

Amadeus dagegen merkte von dem Allen nichts. Er arbeitete mit eben soviel Ernst als Fleiß, und entfaltete dabei eine solche freudige Ruhe und heitere Gewißheit, daß nur diese beiden Dinge es waren, die den Vater noch aufrecht erhielten. Dennoch bemächtigte sich seiner eine gewisse Ängstlichkeit, die er früher nicht gekannt. Er fühlte den Druck der, mit giftigen Verleumdungen geschwängerten moralischen Atmosphäre, wie man den Druck der physischen Atmosphäre bei Herannahen eines Gewitters spürt. Sein ahnungsvoller Geist sagte ihm, daß geheime Intriguen gegen Amadeus im Werke seien;.... aber..... er wußte die im Finstern Schleichenden nicht zu fassen.

Mit einem Wort: die Lage war ihm so peinlich, als unerträglich. Und doch!.... wie viel „Unerträgliches“ müssen wir Menschen ertragen lernen!

So ging es hier auch, und dabei waren ja immer die Freundlichkeit der Primadonna und des Primouomo, der Signora Bernasconi und des Signor Santorini, zwei mächtige Stützen. Wer aber konnte wissen, ob diese Stützen nicht auch zum Wanken gebracht würden?

Die letzte Frage zitterte namentlich heute in Vater Mozart nach; denn eben war Santorini in leidenschaftlicher Erregung zu ihm und dem Sohne gekommen

und hatte, eine Rolle Notenblätter auf den Tisch werfend, ausgerufen:

„Cospetto di Bacco! hier muß ich doch die Wahrheit erfahren können. — Von wem ist diese Composition? — Ist es in der That eine Arie des Sifare aus der neuen Oper, für mich geschrieben?“

Amadeus, überrascht durch das brusque Verfahren des sonst gegen ihn so freundlichen Mannes, nahm die Blätter auf und blickte hinein. Aber es dauerte keine zwei Minuten, so warf er sie laut lachend von sich.

„Warum lachen Sie?“ — frug Santorini.

„Weil das ein köstlicher Witz ist!“ — entgegnete Amadeus.

„Witz?“ — wiederholte der Sänger.

„Nun ja!“ — fuhr der junge Mozart heiter fort. — „Es wird sich ein Freund den Scherz gemacht haben, mich zu parodiren.“

„Sie sind gewaltig im Irrthum!“ — sagte Santorini — „nicht im Scherz, sondern im bitteren Ernst ist mir...... doch noch einmal: auf Ihr Ehrenwort, junger Mann, ist diese Arie von Ihnen componirt oder nicht.“

„Ich könnte Ihnen, dem großen meisterhaften Sänger, über diese Frage bei Gott bös werden!“ — versetzte jetzt Amadeus.

„Also ist sie nicht von Ihnen!“ — wiederholte mit scharfer Betonung der Primouomo.

„Nein!“ — sagte Amadeus verdrossen — „Ehe ich

ein solch' elendes, ganz unsingbares Machwerk schriebe, biß ich mir doch lieber alle zehn Fingern ab."

„Aber der Text ist aus Ihrer scrittura." — Wolfgang sah nach und bejahte es erstaunt.

„Und die Abschrift ist von der Hand Ihres Copisten." Auch dies mußte Vater und Sohn zugestehen.

„Nun denn!" — rief Santorini — „so wird eine niederträchtige Intrigue gegen Sie gespielt. Ich bekam heute Morgen diesen Wisch mit folgendem Schreiben zugeschickt.

„Schändlich!" — rief der Vater; Amadeus aber zuckte nur lächelnd die Achseln, während Santorini das unterdessen hervorgezogene Schreiben entfaltete und las:

„Signore!

Ein Freund und Verehrer warnt Sie vor einer Ihnen bevorstehenden großen Unannehmlichkeit. Sie sollen die erste Parthie in Mithridate, Re di Ponto, singen, jener von einem Knaben componirten Oper. Ohne Zweifel kennen Sie aber diese schülerhafte Arbeit nicht. Ihr Freund sendet Ihnen also hiermit die für Sie bestimmte Hauptarie, die ihm der junge Ritter vom goldenen Sporn, im Gefühle seliger Selbstüberschätzung, als ein non plus ultra großartiger Composition verehrt hat. Werfen Sie nun selbst einen Blick in diese „sogenannte" Composition und Sie werden mit Entsetzen vor dem Abgrunde zurückbeben, der sich vor Ihnen aufthut. Am Besten dürfte es sein, gleich von Anfang an Ihre Mitwirkung zu verweigern, ohne auf

Weiteres einzugehen. Ein Santorini singt eines deutschen Knaben Schularbeiten nicht."

Santorini schwieg. Vater Mozart war außer sich, Amadeus aber frug:

„Und die Unterschrift?"

„Ist keine vorhanden."

„Also ein anonymes Bubenstück!" — Er lächelte, setzte sich an das Clavier und spielte eine so überraschend schöne und neue Weise, daß selbst Santorini und der Vater auf Augenblicke ihren Zorn und Unwillen vergaßen.

„Herrlich!" — rief jetzt der Sänger. — „Aber junger Mann, Sie nehmen die Sache mit dem Briefe zu leicht. Solche Spitzbüberei....."

„Muß man verachten und niederschlagen!" — rief der junge Maestro mit dem unbefangensten Lächeln der Welt. Und dem Primouomo einige Notenblätter hinreichend, setzte er hinzu:

„Hier, mein Verehrtester, dies ist die von mir wirklich für Ihre herrliche Stimme componirte Bravour-Arie. Singen Sie dieselbe einmal."

Und, die eben begonne Weise wieder aufnehmend, begleitete er die für jene Zeit und den damals herrschenden Geschmack meisterhafte Composition mit seiner gewöhnlichen Gewandheit.

Santorini war vor Entzücken außer sich. — „Wie das für meine Stimme paßt!" — rief er ein über das andere Mal.

„Hab's auch angepaßt" — entgegnete Wolfgang freundlich — „wie ein guter Schneider einen Rock."

„Und die Schönheit der Passagen, und die Neuheit der Gedanken!“

Und Santorini sang die Arie dreimal hinter einander — etwas Unerhörtes bei einem italienischen Primouomo. Dann umarmte er Amadeus und rief:

„So ist es recht, Maestro! Wird alles in der Oper so vortrefflich, wie diese Piece, so geht sie bei Gott und allen Heiligen alle stella!“

„Aber die infamen Intriguen!“ — meinte der Vater.

„Schlagen wir durch die Oper selbst todt!“ — versetzte Amadeus mit solch' freudiger Siegesgewißheit, daß die Freunde schwiegen.

Aber die Feinde thaten dies nicht. Fast zu derselben Zeit ließ sich der Herr Capellmeister Fioroni bei der Bernasconi melden.

Die „erste Primadonna Italiens“ — wie sie sich selbst nannte und gern nennen hörte — war jetzt in Mailand nicht minder prachtvoll eingerichtet als kurz zuvor in Neapel; auch hatte sich sofort hier, wie dort, ein kleiner Hof um sie gebildet, während es der schönen Italienerin an Verehrern und Anbetern auch unter diesem Himmelsstrich nicht fehlte. Das Reich einer solchen Königin der Töne ist ja die weite musikalische Welt, die definitiv eroberte Hauptprovinz der Bernasconi aber war weder Neapel, noch der Kirchenstaat allein,..... sondern ganz Italien. Aber auch in ihrem Charakter, in ihren Eigenheiten und despotischen Launen war die Bernasconi noch dieselbe. Und wie wäre denn überhaupt eine Primadonna ohne die

tollsten Eigenheiten und die despotischsten Launen zu denken?

Die Oper an und für sich ist „ein schönes, reizendes Ungeheuer.“ Fast jede Primadonna ist dies auch.

Die Oper ist das „Land des Wunderbaren.“ Gar mancher Sängerin gebührt eine gleiche Bezeichnung.

In der Oper vereinigen sich zumeist Fabel, Mythologie und der Zauber aller Künste, Phantasie und Magie. Ist bei Primadonnen nicht auch gar vieles fabelhaft? Sind sie nicht auch Göttinnen und Dämonen? Muß ihnen nicht auch der Zauber aller Künste dienstbar sein? Spannen sie nicht die Phantasie vor ihren Triumphwagen und herrschen mit magischer Gewalt über die Herzen der Männer. Feen- und Zaubermährchen, Schlachten und Triumphzüge, Donnerwetter und Schiffbrüche, Geister und wilde Bestien, Götter und seltene Ungeheuer, die keine Naturgeschichte kennt, umfaßt oft der Rahmen einer einzigen Oper. Umfaßt nicht das Gleiche das Herz einer Künstlerin?

Bei der Bernasconi wenigstens war dies gewiß der Fall, und Fioroni wußte es; denn er hatte sie geliebt und war kurze Zeit von ihr wiedergeliebt worden, zum Theil freilich nur aus Dankbarkeit, da er ihr — als Capellmeister — die ersten Wege des Ruhmes angebahnt. Sein Eigendünkel und Stolz traf indessen nur zu bald hart auf den Stolz und die Eitelkeit der schönen Freundin und so prallten die Herzen, Funken sprühend, von einander ab und verloren sich mit der Zeit in den unendlichen Räumen der Gleichgültigkeit.

Auch bei ihrer diesmaligen Zurückkunft nach Mailand erfreute sich daher Signora Bernasconi nur eines ceremoniellen Besuches von Seiten des Capellmeisters. Seine jetzige Aufwartung war ihr daher um so auffallender. Aber es gab doch etwas in ihrem Innern, das noch einigermaßen für den Mann sprach, der ihre Gunst einst besessen, und so ließ sie ihn vor.

Fioroni trat ein. Er hatte augenscheinlich heute eine noch größere Sorgfalt wie gewöhnlich auf seinen Anzug verwendet, der in der That reich und sehr elegant war, und seine schöne und stattliche Figur in das beste Licht setzte. Dem Auge freilich und den Zügen konnte er nicht gebieten. Sie sprachen nur zu deutlich die Mißgunst und Falschheit seines Herzens aus; ja die Mühe, die sich der Capellmeister gab, den Ausdruck dieser Untugenden unter einem freundlichen und wohlwollenden Lächeln zu verbergen, verzerrte sein Antlitz wahrhaft widerwärtig.

Der erste Eindruck, den er auf die Sängerin machte, war daher auch kein günstiger. Eine Purpurröthe überflog momentan ihr schönes Gesicht; aber es war nicht der Purpur freudiger Ueberraschung, sondern die Röthe der Schaam, die der Gedanke auf ihre Wangen trieb: daß sie — die große, berühmte, jetzt selbst von Prinzen angebetete Bernasconi — einem solchen Manne einst Zeichen der Gunst gegeben. Sich eines früheren Geliebten schämen, heißt aber bei einer so leidenschaftlichen Seele, ihn jetzt hassen. Denn man haßt Alles, mit dem man sich einmal Blößen gegeben, und wäre es auch nur vor sich selbst. Die

Erscheinung Fioroni's schnürte deshalb der Bernasconi die Seele zu, und war sie eben noch milde gegen den älteren Freund gestimmt, so warf sie jetzt, in beleidigtem Selbstgefühl, den schönen Kopf mit ihrem ganzen Stolze zurück, indem sie die in zierliche Worte gefaßte Begrüßung kalt erwiderte.

Fioroni ließ sich indessen nicht stören. Als langjähriger Capellmeister und Lebemann kannte er die Art und Weise berühmter Sängerinnen genau genug, um mit diplomatischer Feinheit, ihnen gegenüber, auftreten zu können. Mit der italienischen — schon von Frau Uslinghi so charakteristisch hervorgehobenen — Uebertreibung verbreitete sich daher der gewandte Mann vor allen Dingen über den welthistorischen Ruf seiner einstigen Schülerin; — über die Ehre, die sie der Mailänder Oper durch ihre Zusage erzeugt, und die Ungeduld mit der man ihren göttlichen Leistungen entgegensehe. Natürlich durfte dabei ein poetischer Gruß des Willkomms, in Form eines Sonnettes, nicht fehlen; denn durch Italien fliegt keine Schwalbe, der nicht ein Sonnett zugehaucht wird.

Aber — du mein Himmel! — Götter sind an Weihrauch gewöhnt und Sängerinnen sind es vielleicht oft noch mehr. Alle diese brennenden Pfeile ließen die Bernasconi daher unberührt. Da kam der Capellmeister in dem Uebermaß seiner Eitelkeit und seines Selbstgefühles auf den für ihn unseligen Gedanken: durch eine entfernte Anspielung auf sein früheres Verhältniß mit der Primadonna, diese günstig für sich zu stimmen. Der Schlag entschied.

Ein Blick des Hasses traf den Unklugen, und würde seine sämmtlichen Hoffnungen zu Boden geschmettert haben, wäre ihm derselbe nicht entgangen. Indessen konnte ihm der harte, schneidende und kalte Klang der Stimme, mit welcher die Bernasconi ihn jetzt anredete, schon verkünden, woran er war.

„Aber, mein Gott!“ — sagte sie jetzt eisig und mit Ungeduld in allen Geberden — „was erzählen Sie mir da für alltägliche Dinge. Derr Herr Capellmeister hat sicher bei seinem Besuche ein anderes Anliegen auf dem Herzen. Ich bitte daher, kommen Sie zur Sache!“

Fioroni traf hier Ton und Aufforderung fast beleidigend; aber er nahm sich zusammen und nur einer seiner falschen Blicke verkündete den inneren Unmuth, als er sagte:

„Nicht doch, Signora! — Wie ich für die Lorbeern meiner dereinstigen Schülerin schwärme, so ist es gerade die Sorge für deren unverwelklichen Ruf, die mich hierher führt.“

„Ei!“ — meinte die Bernasconi spitz — „ich glaube, die dürfen Sie mir überlassen.“

„Sicher!“ — versetzte Fioroni — „und doch verdient vielleicht die Theilnahme eines älteren Lehrers, mit der er Signora auf eine Gefahr aufmerksam zu machen bemüht ist, eine etwas mildere Beurtheilung.“

„Eine Gefahr?“

„Ja!“

„Und worin besteht diese?“

„Erst, meine bezaubernde Königin der Töne, das Versprechen, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt mittheile, Niemanden — — hören Sie — Niemanden — — etwas wiedersagen."

„Sie sind wahrlich langweilig, Fioroni!"

„Bitte, das Versprechen."

„Wenn ich Sie damit loswerden kann, will ich es Ihnen geben."

„Gut." —

„Aber dann rasch."

„Signora, Sie sind in der Gefahr, Ihren ganzen Ruf zu erschüttern."

„Und Sie" — entgegnete die Bernasconi hier zornglühend — „ein Narr zu werden."

„Ja!" — antwortete der Capellmeister — „das kann allerdings geschehen, wenn ich erleben muß, was Ihnen droht."

„Und was droht denn so Furchtbares? — Nun so reden Sie doch, Sie, Weisester der Weisen!"

„Sie haben die Aspasia in Mithridat übernommen?"

„Das weiß die ganze Welt."

„Und Sie wollen diese Rolle wirklich singen?"

„Tanzen gewiß nicht, Herr Capellmeister!"

„Und kennen Sie die Musik?"

„O ja!"

„Dieses armselige, unreife Geschreibe eines bartlosen Knaben?"

„Sie irren; — die für mich bis jetzt von dem jungen Maestro componirten Arien sind vortrefflich.“

„Signora!“

„Ich habe nie schönere und brillantere gesungen.“

„Sie haben sich einnehmen lassen. Die Güte Ihres Herzens, das Neue der musikalischen Erscheinung ....“

„Halten Sie mich für ein Kind?“

„An Herzensgüte, ja.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich.“

Aber Fioroni kam hier völlig in Extase, und ehe es die Bernasconi verhindern konnte, warf er sich auf ein Knie vor sie, faltete die Hände und rief:

„Signora! ich beschwöre Sie bei Gott und allen Heiligen, bei Ihrer Ehre und Ihrem Ruhme, hören Sie diesmal auf die Stimme Ihres früheren Lehrers, — auf die Stimme eines Mannes, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint — — — singen Sie die Compositionen dieses Kindes nicht! Ich habe Ihnen hier dieselben Arien, nach der scrittura, mitgebracht, componirt von einem tüchtigen italienischen Meister, der aber nicht genannt sein will. Legen Sie diese ein, — und Sie sind gerettet!“

Die Bernasconi war von diesem excentrischen Benehmen und dem wunderbaren Vorschlage im ersten Augenblicke so überrascht, daß sie kaum wußte, wie ihr geschah. Aber ein Geist, wie der ihrige, war so leicht nicht zu verblenden. Einen Augenblick später und sie hatte Fioroni mit dem Tacte ächter Weiblichkeit durchschaut. Ein höhnisches, verächtliches Lächeln umspielte jetzt ihren Mund.

Ihre Gestalt hob sich, wie die einer Königin, ihre Augen aber funkelten und ihre Stirne leuchtete. So stand sie einen Moment schweigend da — groß, herrlich anzuschauen, wie eine zürnende Juno; dann aber rief sie, und ihre Stimme bebte vor Zorn und Verachtung:

„Sie sind ein Elender, den der Neid um das Verdienst dieses genialen jungen Maestro zu einem Tropf herabgewürdigt hat. Gehen Sie — — und lassen Sie sich nie mehr vor meinen Augen sehen.“

Und mit diesen Worten kehrte sie ihm stolz den Rücken und verschwand in einer Seitenthüre.

Fioroni war aufgesprungen. Er war bleich, wie der Tod; in seinem Inneren aber kochte es wie doppelte Rache. Wären seine Blicke Dolche gewesen — die Bernasconi hätte in jener Stunde aufgehört zu sein.

Aber — es war ja auch noch nicht aller Tage Abend!

## Evviva il maestro! evviva il maestrino!

Endlich war der Tag erschienen, an welchem Wolfgang Amadeus Mozart's erstes großes dramatisches Werk: „Mithridates, König von Pontus" auf dem Theatro ducale zu Mailand gegeben werden sollte.

Ganz Mailand war in Bewegung — ganz Mailand war in zwei Partheien getheilt: in die erwartungsvollen Freunde des jungen Maestro und in dessen Gegner, die indessen fortwährend, doch nur unter der Decke, intriguirt hatten.

Wohl war die Geschichte mit der Bernasconi ruchbar geworden, doch erfuhr man den Namen dessen nicht, der der Primadonna die sonderbare Zumuthung gemacht, in Mozart's Oper, Arien einzulegen, die ein Unbekannter componirt. Für den fürstlich Salzburgischen Capellmeister

war aber die Nachricht hiervon peinlich und beängstigend genug; denn hatte sich auch die Bernasconi, als die wichtigste Person, für Amadeus erklärt, und war, mit dem Zurückweisen des zudringlichen Gegners, auch dies Gewitter glücklich vorübergezogen, so ging doch unumstößlich aus der ganzen Sache — so gut wie bei dem Versuche mit Santorini — hervor, daß eine mächtige Parthei unabläßig gegen Wolfgang arbeite. Und was konnte diese Partei nicht alles noch bei der ersten Aufführung bewirken?!

Wie viel unruhiger wäre aber Vater Mozart noch gewesen, hätte er den Haß gekannt, der seit jenem Vorfall mit der Primadonna in dem Herzen Fioroni's gegen diese und seinen Sohn tobte. Haß ist der Gegensatz der Liebe; Liebe, die abnimmt oder zurückgestoßen wird, verliert sich nach und nach in ihn, wie die abnehmende Tugend in das Laster. Aber der Haß ist auch wieder der Vater der Rache, zumal in Herzen, in welchen italienisches Blut pulsirt. Und was sind Haß und Rache nicht alles fähig? Nicht das eigene Verderben achten sie ja, wenn nur das Verderben des Gehaßten erzielt wird; — wie die Wespen stechen, wenn sie auch darüber Stachel und Leben verlieren.

Das Schlimmste dabei aber war, daß weder der Vater noch der Sohn ahnte, welchen Feind sie in Fioroni hatten; denn dieser geberdete sich vor wie nach als ihr bester Freund, ja er ward mit jedem Tage zutraulicher und zuvorkommender gegen Amadeus. Der größte Haß ist stille, so

stille, wie die tiefen Wasser; so stille, wie beglückte Liebe, die größten Tugenden und — die schlimmsten Hunde!

Indessen nahm der Vater die Begebenheit mit der Bernasconi doch als eine gute Vorbedeutung. Noch andere glückliche Vorbedeutungen trugen dazu bei, ihn etwas zu beruhigen.

Das Gesicht des Copisten strahlte nämlich vor Vergnügen, und dies war in der That ein gutes Zeichen; indem der Capellmeister wohl wußte, welch' eine bewunderungswürdige Gabe diesen Leuten eigen, die Accidenzien vorher zu schätzen, welche ihnen eine neue Oper versprach. War die Musik gut, machten einzelne Piecen furore, so verdiente damals der Copist mehr mit Abschreiben, als das Honorar für den Componisten betrug.

Somit war das heitere, leuchtende Antlitz dieses Menschen ein prächtiges Omen. Ferner hatte sich schon bei der ersten Orchesterprobe der nahe Sieg des Sohnes auf den langen Gesichtern Derjenigen abgemalt, welche Vater Mozart bis dahin mit ihren böswilligen Prophezeihungen so sehr beunruhigt. Endlich waren die Bernasconi, Santorini, Colombo, Sammartino und Fioroni — alles sachverständige Leute — von der Musik ganz entzückt.

Amadeus war dabei göttlich. Ihn kümmerte gar nichts als seine Musik! Mit welchem Ernst und unerschütterlichen Fleiß er auch bis dahin an die Arbeit gegangen, eine olympische Ruhe und Heiterkeit thronte, wenn er die Feder niedergelegt, in seiner Seele und auf seiner

Stirne. Es war dies aber keineswegs Hochmuth, Eitelkeit oder Selbstüberschätzung, sondern ein ganz eigenthümliches Bewußtsein, des wirklichen Werthes seiner Schöpfung. War doch diese ganze Erscheinung Fleisch gewordenes musikalisches Bewußtsein — Musik in Menschengestalt — animalisch-lebende Musik. Was er für gut, neu, trefflich erkannte, war es auch unfehlbar. Die Composition seines Mithridat's, erkannte er auf seiner damaligen Bildungsstufe dafür, er wußte die Oper war voll Geist und Lieblichkeit und erhob sich weit über die Menge der übrigen tragischen Opern, wie man sie damals in Italien machte.

So kam es denn das Amadeus auch nicht das Fieber kannte, welches in Componisten sonst den Tag vor einer ersten Vorstellung zu wüthen pflegt. Seine Augen waren klar, die Blicke ruhig und seelenvoll wie immer und auf der Stirne thronte die Freude einer großen schönen Erwartung.

So kam die Zeit der Aufführung immer näher, als es mit einemmale in einem hinteren Saale des großen Kaffehauses des Corso orientale ungemein lebendig wurde. Wie verabredet kamen fast zur gleichen Zeit Menschen aller Stände herein — theils sich kennend und als bekannt sich begrüßend, gruppirend, lebhaft besprechend — theils fremd an einander vorübergehend. Die Zahl der Anwesenden aber wuchs von Minute zu Minute; auch Frauen und Mädchen waren darunter; doch sah man es diesen meistens an, daß sie nicht den höheren Ständen angehörten. Es flogen sogar hier so feurige und vielsagende Blicke, es

zeigten sich mitunter so auffallende Toiletten, die Bewegungen waren bei Einzelnen so sehr ungenirt, daß dem Urtheil über diese Schönen jedenfalls ein sehr weiter Raum gegönnt werden mußte.

Zwischen allen diesen Menschen durch bewegte sich aber, geschmeidig und glatt wie eine Schlange, eine kleine Figur, die fast mit jedem Anwesenden einige Worte wechselte. Hier flüsternd, dort laut — hier unversehends etwas in die Hand drückend, dort nur mit den pfiffigen Augen einen verstohlenen Wink gebend.

So viel war gewiß, alle diese Menschen handelten in Uebereinstimmung, oder waren doch im Begriff es zu thun; — jedenfalls regierte alle ein Wille, ein Gedanke. Einem lauschenden Ohre wäre es dabei nicht entgangen, daß fast nirgends im weiten Saale von etwas anderem gesprochen wurde, als von der heute zu gebenden neuen Oper — von der Erbärmlichkeit ihrer Musik — von der Schmach, dem Machwerke eines Knaben lauschen zu müssen — und — von dem sicheren Durchfallen des „Mithridates!“

In diesem Sinne sprachen denn auch zwei sehr schöne Mädchen, die in der einen Ecke des Locales fast vereinzelt standen.

Die eine davon gehörte dem Chorpersonale des Theatro della Scala an, die andere schien noch sehr fremd im Leben und noch fremder in dieser Umgebung zu sein. Jene war schön, aber mit Bewußtsein, diese war reizend ohne es zu wissen. In den Blicken der kleinen Sängerin der Scala lag der verführerische Reiz eines gefallenen Engels; in jenen

ihrer Gefährtin spiegelte sich bei kindlicher Unbefangenheit eine große Energie. Es war dies überhaupt ein prächtiges Kind — als Römerin auf den ersten Blick zu erkennen — erstrahlend in Frische, leuchtend vor Jugend und Lebensfülle.

Sicher war dieser Mund auch für ein muthwilliges Lächeln geschaffen; aber dies schalkhafte Lächeln umspielte ihn heute nicht; im Gegentheile es lag eine gewisse Unruhe, eine ernste Besorgniß in diesen Zügen.

„Und was soll denn nun eigentlich heute Abend bei der Aüfführung der neuen Oper geschehen?" — frug jetzt mit gespannter Erwartung die hübsche Tochter Rom's.

„Hat Dir dies Maestro Grimani, Dein Gesanglehrer, nicht schon gesagt?" — versetzte die Andere.

„Nein! — Bis jetzt hab' ich ihn nur über die Musik des jungen Maestro Mozart schimpfen und ihn sagen hören, daß er die Oper zum Falle bringen würde. Gerade deshalb hasse ich ihn aber; denn ich bin überzeugt, daß es eine Lüge ist, was er sagt: Signor Amadeus componirt so göttlich schön ...."

„So kennst du ihn?"

„Ja, von Rom aus!" — sagte die Angeredete und kehrte sich um, um die Röthe nicht sehen zu lassen, die mit der Gluth der Leidenschaft ihr Gesicht bedeckte. Zu ihrem Glück trat in diesem Augenblick der kleine, bewegliche Mann, der bis jetzt wie eine Schlange durch die ganze Gesellschaft hingeglitten war, auch zu den beiden Mädchen. Es war Niemand anders, als Grimani selbst.

Aber seine verwitterten Züge belebten sich und seine pfiffigen Augen funkelten in sinnlichem Behagen, als er vor den beiden schönen Gestalten stand. Dann schlüpfte seine rechte Hand rasch in die Rocktasche und aus der Tasche an die Seite der Choristin, an welcher diese ihren Arm herunter hängen ließ. Die Hände berührten sich und die kleine Römerin glaubte etwas wie Gold funkeln zu sehen.

„Aber auch dafür geschafft!" — krächzte er dabei leise. Dann wandte er sich rasch der Anderen zu, kniff sie in die Wangen und sagte:

„Und Sie — meine liebe, kleine, neue Schülerin Sie werden heute Gelegenheit haben, Ihrem Lehrer einen großen Dienst zu erweisen. Ein Mädchen aber, das sich dem Theater widmet und einst als Sängerin glänzen will, muß klug sein und alles für die Gunst des Lehrers thun, von dem oft ihre ganze Zukunft abhängt. Passen Sie also auf, was Sie heute Abend zu thun haben: Sie gehen mit Ihrer Freundin hier auf die Bühne. Für Zulassung ist gesorgt. Dort finden Sie dann eine Menge anderer Damen, die ebenfalls von mir instruirt sind; auch der Herr Capellmeister Fioroni wird dort sein, um hinter den Coulissen der Aufführung beizuwohnen. Geben Sie dann acht, .... gleich bei dem ersten Auftreten der Bernasconi wird unter den Zuschauern ein Zischen, Räuspern, vielleicht sogar ein Pfeifen laut werden. Signor Fioroni wird dann, gedeckt von den Decorationen, laut auflachen. Dies ist Ihr Zeichen. Auch Sie und alle Damen um Sie — lachen laut mit, zischen und räuspern sich. Bringt nun

der ganz ungewöhnliche, und bei der Bernasconi ganz unerhörte Auftritt die stolze Primadonna außer Fassung, so wird sie entweder, wüthend vor Zorn, gleich zurücktreten, und dann haben wir gewonnen —; oder aber sie singt bei ihrem kühnen energischen Wesen ihre Arie doch; dann bricht mitten in dem Gesang — auf des Capellmeister Fioroni's geheimes Zeichen — ein neues Lachen und Lärmen unter Ihnen aus, daß sofort sein Echo im Parterre und den Logen findet. Weiter brauchen wir nichts: die übermüthige Bernasconi ist alsdann gedemüthigt, die Ehre der italienischen Musik gerettet, und die Oper a terra! — Also aufgepaßt und gut gemacht und ich verspreche meiner kleinen Schülerin, daß ich und Signora Fioroni ihr in kurzer Zeit die schönste Laufbahn eröffnen werden."

„Halt!" — rief hier die kleine Römerin und ihre Augen funkelten wie die einer gereizten Löwin — — aber es war zu spät, Grimani hatte sich schon wieder unter die Masse verloren, und diese entströmte eben jetzt, da es Zeit zur Oper war, den verschiedenen Ausgängen des Saales.

Unterdessen hatte sich auch Amadeus mit dem Vater nach dem Theater begeben. Aber in welch' verschiedener Stimmung befanden sich beide!

Wenn Vater Mozart die Oper selbst componirt — wenn seine eigene ganze Zukunft auf ihrem Erfolge gestanden, er hätte nicht erregter sein können. Wohl war er von der Trefflichkeit des Werkes überzeugt; — wohl hob ihn die Zuversicht seines genialen Sohnes, die Zusprache der Freunde .... aber der gute Capellmeister wußte auch, daß

eine Oper niemals vor der ersten Aufführung zu beurtheilen sei; daß sich ein solches Werk bei der Aufführung oft ganz anders mache, als man gedacht; — er kannte ferner die Capricen des Publikums und war überzeugt, daß eine feindlich gesinnte mächtige Partei heimlich gegen Amadeus wirke.

Das waren denn doch Ursachen genug, sein treues, für des Kindes Wohl so besorgtes Vaterherz höher schlagen zu machen. Indessen verbarg er seine Beunruhigung so gut er konnte, um sie nicht auf den Sohn zu übertragen. Aber Amadeus.... o! er wußte nicht das geringste von Furcht. Aufgeregt — ungeheuer aufgeregt war er heute zwar auch .... aber nur freudig. Seine Stimmung war eine unendlich gehobene, man könnte sagen selige! Es war ihm genau zu Muthe, wie einem kühnen Feldherrn vor einer entscheidenden Schlacht, den die bewährte Tüchtigkeit seiner Truppen siegesgewiß macht.

Indessen waren doch Vater und Sohn so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß keiner von ihnen ein Wort sprach.

Das Theater füllte sich ungemein; — der Moment des Anfanges war ganz nahe und eben wollte der Vater nach seiner Loge, der Sohn nach seinem Dirigentenstuhle im Orchester gehen, als sie in einem dunklen, unter der Bühne nach dem Orchester führenden Gange von einer verhüllten Gestalt angehalten wurden.

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau!" — rief ihnen diese entgegen — „nur einen Augenblick!"

Vater und Sohn hielten erstaunt an; die Stimme war eine weibliche und ihnen bekannt.

„Was soll das?“ — rief der Capellmeister, der daran dachte, daß sie in Italien, dem Lande der Rache und der Dolche, waren.

„Maestro Mozart ist verloren!“ — fuhr die Verhüllte rasch fort, indem sie sich bemühte ihre Stimme zu dämpfen und zu verstellen.

„Warum?“ — frugen beide.

„Weil sich Grimani und Fioroni mit einer Masse von Menschen verschworen haben, die Oper gleich beim Auftreten der Primadonna durch Lärm, Zischen und Lachen zu unterbrechen. Fioroni wird das Zeichen geben....“

„Wer?!“ — riefen jetzt Leopold und Wolfgang Mozart wie aus einer Kehle.

„Fioroni!“

„Das ist unmöglich; er ist unser bester Freund!“

„Er wird auf der Bühne, verborgen von den Coulissen und Decorationen die Zeichen geben, wenn der Lärm dort beginnen soll. Sei er Ihr Freund oder Feind, es gibt nur ein Mittel der Rettung.“

„Und das wäre?“

„Wenn der Vater hinaufeilt, sich neben Fioroni stellt und ihn nicht einen Moment außer Augen läßt.“

„Der Vater?“ — wiederholte Amadeus murmelnd.

„Auch die Bernasconi muß wissen, daß man sie einschüchtern und ihre erste Arie unterbrechen will.“

„Recht! recht!“ — rief jetzt der Capellmeister. —

„Vortrefflicher Gedanke!.... Gott lohne dir, Unbekannte, diese Warnung!" — und damit verschwand er, die Sängerin von dem eben gehörten in Kenntniß zu setzen und seinen „Freund" Fioroni aufzusuchen.

Aber Amadeus stand noch wie angewurzelt. Eine sonderbare Idee durchzuckte sein Gehirn. Die Stimme erinnerte ihn.... nein es war nicht möglich. Das Wort „Vater".....

„Aber wer bist Du?" — rief er jetzt zitternd vor Bewegung. — „Ich kenne Deine Stimme!"

„Und ich die Deine."

„So nenne Dich und nimm die Verhüllung ab."

„Erst eine Belohnung für meine Warnung."

Wolfgang griff nach der Tasche.

„Nicht so!" — rief fast beleidigt die Verhüllte. — „Ich will nur eine Antwort auf eine Frage."

„Und diese Frage wäre?"

„Trägst Du ein Amulett?".

„Ja!" — rief Amadeus und seine Hand zitterte als er Hemd und Weste aufriß und das kleine goldene Kreuz zeigte, daß er hier an einer Schnür trug.

„Gelobt sei Gott!" — rief die Gestalt. — „So darf ich nicht verzagen!"

„Giuditta!" — ertönte es aus Amadeus Munde... aber die Gestalt war verschwunden und aus dem Orchester rief man nach dem Maestro; die Oper mußte beginnen.

Wie Wolfgang nach seinem Platze gekommen, wußte er nicht. Giuditta in Mailand — — sie der Schutz-

geist, der ihn umschwebte, obgleich er sie fast schon vergessen! sie, die ihn liebte und ihm vielleicht aus Liebe gefolgt war; ...und dann wieder Fioroni das Haupt seiner Feinde;... Fioroni, der bis dahin so warme, begeisterte Freundschaft geheuchelt!.... und Feinde auf der Bühne und Feinde unter den Zuhörern!.... und die Bernasconi?... wird sie, die Stolze, die Kraft und den Willen haben einem malicieuse angelegten Sturme zu widerstehen? Alles das wirbelte in dem Geiste des jungen Maestro's chaotisch durcheinander, daß ihm der Kopf brannte;... doch... die Schlacht war angeboten, sie mußte geschlagen werden.

Amadeus ergriff hastig den Tactirstab, der heute sein Feldherrnstab sein sollte.... ein lautes Pochen auf seinen Pult, und das überfüllte Haus war todtenstill. Ein Zeichen und die Ouvertüre begann.

Das aus sechszig Personen bestehende Orchester spielte vortrefflich, denn es spielte mit Lust. Die Ouvertüre gefiel und die Oper fing an. Jetzt aber begann das Herz des kleinen Componisten doch höher zu pochen, denn der Augenblick war gekommen, in welchem die Bernasconi als Aspasia auftreten mußte. Da erschien sie..... aber ... welche großartige imponirende Erscheinung war dies!

Ein allgemeines „Ah!" des Erstaunens durchflog das Haus. Ein schöneres Weib hatte die Mailänder Bühne nie gesehen;.... gebietendere Blicke konnte eine Königin nicht auf ihre Sklaven schleudern;.... vernichtender und doch auch unwiderstehlicher konnte kein Auge flammen. Man sah, daß diese Blicke die Feinde suchten und wie sie

über Parterre und Logen flogen, da schlugen hunderte ihre Augen beschämt nieder und Niemand wagte auch nur einen Laut. Und jetzt, nach einem prächtigen Recitativ, begann die Stimme dieser Zauberin ihre große Arie. Ha! das war nicht das altmodische, schon hundertmal dagewesene Gegirre, mit seinen unvermeidlichen stabilen Trillern und Rouladen,.... das war Leidenschaft, — Leidenschaft in der Musik und Leidenschaft in Spiel und Vortrag;.... das war eine Musik, der Natur abgelauscht;... das packte mit der Allgewalt des Großen, Schönen, Erhabenen.

Mit der tiefsten Stille lauschte die Menge — den Athem anhaltend — den herrlichen Tönen. Jetzt schwieg die Bernasconi; aber in demselben Momente erhob sich ein rasender Beifallsturm, der nicht endete, bis die Primadonna — jetzt vom doppelten Siege, der Musik und ihrer Erscheinung, verklärt — die Arie wiederholte.

Fioroni stand unterdessen bleich wie der Tod neben Vater Mozart, der seinen Arm in den des Capellmeisters des Theatro ducale gelegt hatte. Innere Wuth verzehrte ihn, denn nicht ein einziges Räuspern, Scharren oder Murren hatte sich hören lassen und der verfluchte Salzburger hielt ihn so fest und beobachtete ihn so genau, daß er auch nicht einmal ein Zeichen für seine hinter der Bühne aufgestellten weiblichen Truppen geben konnte. Er war geschlagen, trotz der großen Summen Geldes, die er geopfert, und der Sieg seiner Feinde war gewiß.

Noch hielt er es eine kleine Weile aus; als aber der Beifall immer lauter wurde, riß er sich endlich von Vater

Mozart los und stürzte aus dem Theater. Unglücklicherweise traf er aber hier auch noch mit Grimani zusammen, den der Aerger gleichfalls herausgetrieben, und nun entstand ein furchtbarer Streit, da Fioroni behauptete: Grimani müsse das Geld, das er ihm zur Bestechung in so reichem Maaße gegeben, unterschlagen haben. Worte des Zornes, der Wuth und des Hasses kreuzten sich, und es war in der That gut, daß keiner der Beiden ein Stilet bei sich hatte, sonst würde unfehlbar Blut der Sache ein Ende gemacht haben.

Als Fioroni endlich nach Hause kam, fühlte er sich krank und noch dieselbe Nacht stellten sich Symtone einer starken Gelbsucht ein. — —

Aber.... welch' ein ungeheurer Lärm erfüllt jetzt die Räume des Theatro ducale?

Die Oper ist aus, — es ist der rasende Beifallssturm der Menge, der aber jetzt nicht mehr der Bernasconi gilt — die ihre Lorbeeren schon geerntet hat — sondern Wolfgang Amadeus Mozart; denn unter nicht endendem Händeklatschen rufen Tausende von Stimmen: „Evviva il Maestro!" — „Evviva il Maestrino!"*)

Amadeus ist selig. Er dankt und dankt wieder und wie er das Haus verläßt, ertönt es von der Straße auf's Neue:

---

*) „Es lebe der Meister!" — „Es lebe das Meisterchen!" Historisch. Nissen S. 288. Oulibicheff I. Thl. S. 66. Jahn: I. Thl., 2. Buch. S. 215.

„Evviva il Maestro!“ — „Evviva il Maestrino!“

Kaum kann er in den Wagen steigen. Jetzt hat er den Sitz gewonnen, da noch einmal neigt sich eine Gestalt herein,.... ein Arm umschlingt ihn, ein Kuß brennt auf seinen Lippen.... er ruft „Giuditta!“.... aber die Holde ist verschwunden und nur ein Blumenstrauß ruht in seinem Schooße, und auf dem Zettel, der an den Blumen befestigt ist, stehen die Worte: „Treu in Liebe bis auf Wiedersehen!“ — — — —

Das warst du, herrlicher italienischer Traum des großen Mozart. — Mithridate, Re di Ponto ging alle stelle! und als der Cavaliere filarmonico aus Italien schied, ehrte ihn Mailand mit dem Auftrage: die erste Opera seria für den Carnaval 1773 zu schreiben. Zugleich traf durch den Grafen Firmian in Mailand der Wunsch der Kaiserin Maria Theresia ein, daß Amadeus zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand mit der Erbprinzessin von Modena eine große theatralische Serenade*) componiren möge.

O wunderschöner Traum der Jugend, wie bald bist du verrauscht! Lächle ihm nach, himmlisches Italien, dem Meister der Töne — — — er wird noch manchmal Deiner gedenken, und selig schwärmen in der Erinnerung der Tage, die er in Dir verlebt.

---

*) Unter einer Serenade verstand man damals eine Cantate, der ein dramatisches Spiel zu Grunde lag.

Und Du, holder Schutzgeist? wirst Du ihn wiederfinden auf kaltem nordischem Boden? — Wer wagt den Schleier zu lüften?.... Jetzt, jetzt — zieht nur Dein Bild mit ihm und das kleine goldene Kreuz, daß er auf seinem Herzen trägt.

Ende des zweiten Bandes.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

# Zwischen Himmel und Erde.

Erzählung

von

**Otto Ludwig.**

Zweite Auflage.

8°. (320 Seiten.) 1856. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. geb. 2 Thlr.

Welche Aufnahme das Buch bereits gefunden hat, mag nachfolgender Auszug aus einer Kritik, welche im Abendblatt der „Wiener Zeitung" Nr. 145 von einem Kritiker veröffentlicht wurde, am besten beweisen; es ist der vielgenannte Dramendichter, der Verfasser des „Erbförster" und der „Maccabäer," der uns hier auf dem Gebiete der epischen Darstellung begegnet, und er bereitet damit dem Publikum einen vielleicht noch nachhaltigeren Genuß und dem Kritiker die Freude, in voller Uebereinstimmung mit den Forderungen des richtenden Verstandes loben zu können. Daß ist einmal wieder eine neue Erscheinung und nicht gleich der Mehrzahl belletristischer Productionen das nämliche, nur anders gewendete und aufgestutzte, alte Kleid. Neu ist das Buch, nicht weil es in diesem Augenblicke erst erschienen ist und auch nicht, weil die äußern Geschehnisse der Handlung eine noch nicht dagewesene Cobination wären. Neu ist das Buch, weil eine ursprüngliche Natur, die allerdings immer eine erste und eine letzte in ihrer Art nur einmal auf der Welt ist, hier sich ausgerüstet zeigt mit dem künstlerischen Talent, an den Dingen, die sie in Betracht zieht, zur Erscheinung zu kommen, und in diesem Falle ist es für die Originalität, für die echte Neuheit eines Werkes gleichgültig, ob jene Dinge die Geschichte von Adam und Eva oder die Ereignisse des heutigen Tages sind. Ach, so beängstigend, so beklemmend ist ein Gang durch die moderne Belletristik, wie durch einen Wald voll Spottvögeln, Staaren und Papageien, die überaus künstlich Stimmen Anderer nachahmen. Wie werden dann die abgehetzten Nerven von dem einfachen Urlaut einer Lerche erfrischt! Sie ist die unmittelbare Natur und darum das Wunder, das ewig neue, das nie zu Ende gefühlte, dem nachzufühlen und nachzudenken das schönste Besitzthum des Menschen ist. Eine solche Lerche ist eine echte Dichternatur, ein solcher „zwischen Himmel und Erde" schwebender Lerchenton ist die vorliegende Erzählung ꝛc.

Rau, Heribert,

Mozart ein Künstlerleben ; cultur-historischer Roman

Bd.: 2. Band

Frankfurt a/M. 1858